

2 Von Pistolen, Luftmatratzen und Flöhen. Prägungen einer bisherigen *terra incognita* im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts

Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein spielt ›Mazedonien‹ in der Wahrnehmung der deutschsprachigen Öffentlichkeit nur eine geringe Rolle. Wird es – in der Regel in der Schreibweise »Macedonien« – namentlich erwähnt, so als unzugänglicher, kaum erforschter Teil ›Rumeliens‹, der sogenannten ›europäischen Türkei‹ (zu diesem Begriff vgl. etwa Geier 2006: 36). Die Benennung sowie die geographische Verortung orientieren sich an antiken Regionsbezeichnungen wie Thrakien, Dardanien, Bithynien etc. Dabei ist gerade die geographische Verortung oft recht ungenau. Dies ist einerseits darin begründet, dass es keinen verbindlichen Usus für die Benennung der in der ›europäischen Türkei‹ gelegenen Landstriche gibt, es also dem jeweiligen Autor obliegt, wofür er sich entscheidet.¹

1 So erläutert Hahn 1868 seine Entscheidung, anders als andere Autoren (vgl. etwa Wussow 1828, Hütz 1828, Grisebach 1841) die Nordgrenze »Macedoniens« nicht ungefähr an der heutigen Grenze der Republik Mazedonien zu Kosovo und Serbien zu verorten und als nördliche Nachbarn Albanien und Serbien zu benennen, sondern zwischen »Serbien« und »Macedonien« noch ein »Nord- und Süd-Dardanien« einzufügen, so dass »Macedonien« bei ihm erst südlich von Skopje beginnt, folgendermaßen: »Das Länderegebiet im Süden von Serbien entbehrt bis jetzt eines Gesamttnamens. Da aber die Wissenschaft eines solchen nicht wohl entrathen kann, so möchten wir dafür den alten Namen Dardanien vorschlagen und denselben etwa bis zur nördlichen Wasserscheide der Czerna (Erigon) und der südlichen Wasserscheide der Bregalnitza erstrecken, dies Gebiet aber durch die über die Kurbetzka, den Karadak und die nördliche Hälfte des Schars laufende Wasserscheide zwischen Donau und Wardar in Nord- und Süd-Dardanien trennen. Das südliche Nachbargebiet wäre dann Makedonien und östlich würden beide Gebiete durch die Wasserscheide des Strymon von Thracien und westlich durch die Ketten des Schar Peristeri und Pinthus von Albanien geschieden.« (Hahn 1868: 151-152) Müller hingegen verwendet vor allem die Namen der osmanischen Verwaltungseinheiten wie »Eyalet Rum-İli« oder »die Paschaliks Üskübü (Škopia) und Kalkandele« (Müller 1844: 3), ohne Bezug auf antike Regionalbezeichnungen zu nehmen. Und bei Barth (1864) beginnt »Makedonien« erst in »Bitolia-Mónastür« [heute Bitola in der Republik Mazedonien] und umfasst die heute in Griechenland gelegene Region südlich und südöstlich davon etwa bis zum heutigen Thessaloniki, während die in der heutigen Republik Ma-

Zugleich liegt es aber sicher auch an der mangelnden Kenntnis der geographischen Gegebenheiten in einer Region, die zu großen Teilen als eine *terra incognita* in Europa gilt. Wo eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Region stattfindet, ist sie häufig nicht frei von wirtschaftlichen Interessen. Zum Teil werden diese ganz ausdrücklich benannt, etwa wenn Johann-Georg von Hahn im Jahr 1858 zu einer *Reise von Belgrad nach Salonik* aufbricht, um neben seinen ethnographischen, geographischen und historisch-kulturellen Forschungen auch das Terrain des bereisten Gebietes auf seine Eignung für eine Eisenbahnstrecke hin zu untersuchen (Hahn 1868). Noch früher macht der preußische Offizier Philipp von Wussow die auch militärische Relevanz geographischen und kulturellen Wissens deutlich.² In seiner *Uebersicht des Kriegs-Schauplatzes der europäischen Türkei von der Donau und den Grenzen von Servien und Macedonien bis Constantinopel* von 1828 konstatiert er, der »Kampf der griechischen Nation zur Wiedergewinnung der seit Jahrhunderten entehrten Güter einer gesetzlichen Freiheit und Wohlfahrt« habe das »besondere Interesse des civilisierten Europa's von Neuem nach dem Oriente gerichtet, und die in der Christenheit vorherrschende Idee der dereinstigen Verdrängung der Türken aus ihren europäischen Eroberungen den Betrachtungen und Meinungen der Gegenwart näher gerückt« (Wussow 1828: 1). Das »fremdartige Element«, das im »europäischen Staaten-Vereine die allgemeinen geistigen Fortschritte hemme und der Cultur nachtheilige Beschränkungen oder Modifikationen aufdringe« (Wussow 1828: 2), mache einen Krieg zumindest nicht unwahrscheinlich und erfordere somit »Betrachtungen und Darstellungen, welche den Zweck, die Möglichkeit und die Schwierigkeit eines solchen Krieges behandeln« (Wussow 1828: 2). Dabei inszeniert Wussow »Macedonien« als von außen nahezu unzugängliches Gebiet, das denkbar schlechte Voraussetzungen für einen erfolgreichen Angriff bietet:

»Von der gegen Griechenland gekehrten linken Vorderseite Thraziens eröffnet sich mit dem ältern Macedonien ein besonders abgeschlossener Terrain-Abschnitt, der sich als ein großes Bassin in Form eines Halbkreises, mit sehr unregelmäßig durchschnittenem Durchmesser, an das ägäische Meer lehnt.

zedonien gelegenen Orte wie »Rádovitch« [Radoviš], »Tíkvesh« [Tikveš] und »Prílip« [Prilep] von ihm zu »Hoch-Bulgarien« gezählt werden.

2 Ebenso der bayrische Offizier Joseph Hütz in seinem im selben Jahr in München erschienenen Werk *Beschreibung der Europäischen Türkei, nebst einer allgemeinen Uebersicht des ganzen türkischen Reichs. Nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet von J. Hütz*: »Denn der glückliche Ausgang eines Krieges gründet sich nicht immer auf die größere Stärke und Vortrefflichkeit der Heere, auf die höhere Intelligenz des Feldherrn etc., hier kommt nur zu sehr noch das zweite Element des Krieges – das Land – in Betrachtung. Das Land d.h. die physische Beschaffenheit desselben, das Klima, der Anbau etc. wirken oft mehr als Hunderttausende ein. Oft bildet es durch seine Unzugänglichkeit einen natürlichen Wall gegen jeden feindlichen Angriff, oder bietet durch seinen geringen Anbau und Produktion keine oder wenige Subsistenzmittel dem feindlichen Heere dar, oder seinem Klima erliegen die gestähltesten Heere.« (Hütz 1828: IV)

Die Gebirge Pangäus im Osten, der Scomius im Norden, der Scardus und Boras im Westen, trennen Makedonien von Thrazien, Servien und Albanien, welche natürliche Scheidung der Olymp als Abzweigung des Pindus, im Süden gegen Griechenland vollendet.« (Wussow 1828: 43)

Die These von der geographischen Abgeschiedenheit ›Mazedoniens‹, hervorgerufen durch Hochgebirge in allen Himmelsrichtungen, wird allerdings schon bald von westlichen Wissenschaftlern wie Hahn widerlegt, die sich persönlich auf die Reise durch die ›europäische Türkei‹ begeben und den »geographischen Mythus einer west-östlichen Centralkette« (Hahn 1868: 1) ad acta legen. Hahn nennt hier als seine Vorläufer insbesondere Ami Boué und August Grisebach (Hahn 1868: 1). Doch Wussows Charakterisierung der Region durch »steile Bergketten, unbebaute und wenig gangbare Landstriche, unterbrochene Wasser-Communicationen und räuberische Völkerstämme« (Wussow 1828: 43) bleibt noch lange symptomatisch für die Darstellung ›Mazedoniens‹ im deutschsprachigen Diskurs.

Neben der zunehmenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Raum ›Mazedonien‹, die in diesem Kapitel insbesondere anhand der Werke von Grisebach und Hahn analysiert werden soll, findet im 19. Jahrhundert eine Fiktionalisierung und Literarisierung dieses Raumes statt, die seine Wahrnehmung im deutschsprachigen Diskurs auf lange Zeit bestimmen wird: Karl May veröffentlicht den auf dem Balkan – mehrheitlich in der Region Mazedonien – spielenden Teil seiner »Reise-Erinnerungen aus dem Türkenreiche« zunächst unter den Titeln »Der letzte Ritt« und »Durch das Land der Skipetaren« 1885-88 in der Zeitschrift *Deutscher Hausschatz in Wort und Bild*, in Buchform 1892 in den drei Bänden *In den Schluchten des Balkan*, *Durch das Land der Skipetaren* und *Der Schut* im Freiburger Verlag Erich Fehsenfeld.³ Alle drei Bände sind bis heute in zahlreichen Auflagen und Bearbeitungen in unterschiedlichen Verlagen immer wieder neu erschienen, viele spätere Werke über Mazedonien wurden mehr oder weniger deutlich von ihnen geprägt – Abenteuerromane im Stile Mays, aber auch Reiseerzählungen und Kriegserinnerungen (vgl. insbesondere Kapitel 4, 6, 7 und 9). Obwohl May selbst in seinen Romanen die Bezeichnung ›Mazedonien‹ nicht verwendet, tun dies seine Nachfolger durchaus, unter gleichzeitiger Tradierung der von May vorgegebenen Topoi.

3 In der vorliegenden Arbeit wird aus den von der Karl-May-Gesellschaft auf ihrer Webseite zur Verfügung gestellten Fehsenfeld-Ausgaben von 1892 zitiert.

2.1 *Terra incognita* in Europa. Reiseberichte aus einer unbekannten Region

»Daß die Ländergebiete, welche die Bestandtheile der heutigen europäischen Türkei bilden, mit Ausnahme der zwei im Norden der Donau liegenden Fürstenthümer und einiger Küstengegenden, ungeachtet ihrer peninsularischen, daher leicht zugänglichen und an den übrigen europäischen Ländercomplex sich eng anschließenden Lage, in geographischer und statistischer Hinsicht noch nicht in dem Grade, wie die Länder anderer europäischer Staaten, aufgehellt sind, ist Jedermann, der auf diesem Gebiete des Wissens nicht ganz fremd ist, bekannt genug.« (Schafarik 1844: V)

Mit dieser Feststellung beginnt Paul Joseph Schafarik,⁴ einer der bedeutendsten Slawisten des 19. Jahrhunderts, sein Vorwort zur »statistisch-topographischen Darstellung« des Mediziners Joseph Müller über *Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze*, die 1844 in Prag erschien. Insbesondere beklagt er den Mangel an einer systematischen »geographisch-statistischen Literatur« (Schafarik 1844: V) und den noch mangelhafteren Zustand der »Chartographie« (Schafarik 1844: VI) über diese Gegenden, den er darauf zurückführt, dass nur wenige ausgewiesene Wissenschaftler die ›europäische Türkei‹ bereist hätten, während sich »die Eingebornen bekanntlich um Wissenschaften nicht kümmern« (Schafarik 1844: V–VI). Daher komme es, so konstatiert er, »daß wir über viele Gegenden des inneren Rumeliens viel weniger unterrichtet sind, als über einen großen Theil von Asien und Amerika, trotz der vielen ausführlich gezeichneten Bergzüge und Flußgebiete, welche auf unsren Charten, als Phantasiegebilde, ohne alle Ortspositionen und Ortsnamen, paradieren.« (Schafarik 1844: VI–VII)

Angesichts von diesem »trostlosen Zustande« (Schafarik 1844: VII) sei jede Art der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den ›herrlichen, einst durch eigenthümliches kräftiges Leben, uralte Bildung und Völkerwohlstand ausgezeichneten, jetzt in wilde Barbarei und trostlose geistige und moralische Öde versunkenen Länder[n]‹ (Schafarik 1844: VII) außerordentlich erschwert. Umso mehr, so schließt er, sei das Engagement des »Herrn Verfassers« zu schätzen:

»Wer auch nur einigermaßen die Dunkelheit kennt, welche auf der von unserem Hrn. Verfasser bereisten und beschriebenen Landstrecke ruht, eine Dunkelheit nach Außen, der nur die intellectuelle und moralische Dunkelheit im Innern vollkommen gleichkommt [...]: der wird gewiß, wenn er auch selbst des breitern und ebnern Wegs wandeln sollte, dennoch mit dem letztern es dem Hrn. Verfasser

⁴ Diese Schreibweise folgt dem zitierten Werk. Die heute üblichere Schreibweise ist Pavel Jozef Šafařík. Zu Person und Werk vgl. Geier 2006: 150–168.

Dank wissen, daß er sich im Interesse der Wissenschaft entschlossen hat, seine Beobachtungen durch den Druck bekannt und gemeinnützig zu machen.« (Schafarik 1844: X-XI)

Der »Herr Verfasser« selbst, der seine Kenntnisse über die in Frage stehende Region als »k. k. Sanitäts-Commissär in Albanien und Rumelien« (so die Titelei seines Werks) erworben hatte, folgt der Dichotomie vom hellen, zivilisatorisch hochstehenden christlichen Europa und dem dunklen, wilden, muslimisch beherrschten Europa:

»Die kaum Eine Million betragende Volksmasse im Eyalet Rum-lli stellt ein beispielloses Völkergemische dar; fast alle europäische [sic!] Volksstämme und Sprachen, Religionen, Beschäftigungen und Lebensformen sind hier repräsentiert, während der verweichlichte Osmanli, als die herrschende Nation, in starrer Absonderung von europäischer Bildung und Gesittung, in seinem fanatischen Christenhasse fortlebt, und die höher gebildeten Volksstämme, die er unterwarf, unter seinem eisernen Juche zu gleicher Rohheit verwildern lässt.« (Müller 1844: 14)⁵

Der »Rohheit« der türkischen Verwaltung stellt Müller die Segnungen der Herrschaft Österreichs gegenüber. Unschwer lässt sich aus seinen Einlassungen das Echo imperialistischer Ambitionen der Habsburgermonarchie in den Ländern der europäischen Türkei heraushören, etwa wenn er bei einem Fortbestehen der mit düsteren Farben gezeichneten osmanischen Herrschaft die völlige Auslöschung der dort ansässigen Völker in Aussicht stellt und dies in Kontrast zu einer als positiv dargestellten Entwicklung unter dem »milden Scepter Österreichs« setzt:

»Obschon dieses Verhältniß der Bevölkerung zu den Subsistenzmitteln des Landes in diesem reich gesegneten Centralpunkte der Erde höchst günstig zu seyn scheint, so kann dessenungeachtet eine regelmäßige Zunahme der Volkszahl, wie sie sich namentlich unter dem milden Scepter Österreichs gestaltet, nicht angenommen werden, da einerseits in der Benützung der Erwerbsquellen die irrigsten Ansichten vorherrschen, die natürliche Indolenz der Bewohner und die willkürliche Regierungsform eine thätigere Cultur des Bodens ausschließt, und durch ein geregeltes Medicinalwesen den Verheerungen epidemischer und contagöser Krankheiten (der Pest und der Blattern), den so häufigen Abtreibungen der Leibesfrucht, dem Fortschleichen der Syphilis in Condylomenform u. s. w. nicht Einhalt

5 Das »Eyalet Rum-lli« ist laut Müller eine seit 1836 bestehende Verwaltungseinheit des osmanisch beherrschten europäischen Territoriums, die Teile der heutigen Republik Mazedonien, Albaniens, des Kosovos und Montenegros umfasst und deren Hauptstadt Toli-Monastir [Bitola] ist (vgl. Müller 1844: 2-4), entspricht also nicht der gängigen Bezeichnung »Rumelien« für die Gesamtheit der osmanischen Besitzungen in Europa.

geschieht, andererseits der ununterbrochene kleine Krieg der einzelnen Völkerschaften, die gegenseitigen Raubzüge (Czeta, Četa), der so häufige Mißwachs im Gebirge, die fast unerschwingliche Last der Abgaben im Flachlande, die alljährlich stattfindenden Auswanderungen nach Konstantinopel, Egypten und Servien, die sich insbesondere im Gebiet von Ipek seit dem J. 1741 alle Jahre wiederholen, die Bevölkerung in der Art decimieren, daß bei dem Fortbestande des gegenwärtigen Verwaltungssystems die Periode des totalen Erlöschens derselben bestimmt werden könnte.« (Müller 1844: 13-14)

Deutlich differenzierter – wenn auch in der Grundaussage letztlich vergleichbar – erscheinen die Darstellungen der beiden Reiseberichterstatter, die im Folgenden ausführlicher analysiert werden sollen: August Grisebach, Dr. med. und Privatdozent im Fach Botanik an der Universität Göttingen, und Johann Georg von Hahn, ein Balkanforscher und Albanologe sowie als »k. k. Consul für das östliche Griechenland« ein Vertreter der »österreichischen, mit diplomatischen Funktionen und Missionen betrauten Gelehrten« (Geier 2006: 172), die sich im 19. Jahrhundert in der Erforschung der Balkanländer hervortaten.⁶

Grisebach unternahm seine Reise von Kleinasien (»Bithynien«) aus durch »Thracien, Macedonien und Albanien« (Grisebach 1841a: III) im Sommer 1839, um Materialien für die Erstellung einer »systematischen Schrift über die rumelische Flora« (Grisebach 1841a: III) zu sammeln. Die Publikation seiner Reisebeschreibung betrachtete er laut Vorwort quasi als Nebenprodukt, motiviert durch den Mangel an verlässlichen Informationen und Kartenmaterial insbesondere über die bereisten Gegenden im Inneren Mazedoniens und Albaniens, den er mit nahezu identischem Wortlaut wie der oben zitierte Schafarik und einer gehörigen Portion Selbststilisierung herausstreicht:

»Ueber einen großen Theil der von mir besuchten Gegenden enthält die geographische Literatur bis zum gegenwärtigen Augenblicke keinen einzigen ausgeführten Reisebericht irgend eines europäischen Beobachters. Von Vodena in Macedonien [heute Edessa, Griechenland], das Leake und Cousinéry berührt haben, ist mein Weg über Bitolia, Köprili, Ueskúeb, Calcánde [heute Bitola, Veles, Skopje

6 Ami Boués *La Turquie de l'Europe* von 1840, das als Standardwerk der frühen Balkanforschung gilt, soll im Rahmen dieser Arbeit nicht näher betrachtet werden: vor allem, weil es zunächst nur auf Französisch zugänglich war, bis es 1889 – durch zwischenzeitlich publizierte Arbeiten anderer Wissenschaftler bereits überholt – erstmals in einer deutschen Übersetzung erschien, für die es überarbeitet und aktualisiert wurde. Zu Boué vgl. etwa Weiss 2014. Die Berichte des Orientalisten Jakob Philipp Fallmerayer (*Fragmente aus dem Orient* von 1845) und des Geographen und Afrikaforscher Heinrich Barth (*Reise durch das Innere der Europäischen Türkei von Rustchuk über Philippopol, Rilo (Monastir), Bitolia und den thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862 mit 2 Karten, 4 lithographierten Ansichten und 2 Holzschnitten von 1864*) finden Eingang in die Analyse, allerdings weniger umfangreich.

und Tetovo in der Republik Mazedonien], Prisdrén [heute Prizren in der Republik Kosovo] bis Scutari [heute Shkodër in Albanien] von wenigen Forschern betreten, von Keinem in der Form des Tagebuches beschrieben. Es ist bekannt, daß diese Landstrecken, obwohl sie fast unmittelbar an unsere Heimath grenzen, viel weniger untersucht worden sind, als ein großer Theil von Asien oder America. Mit Recht hat man die Charten des innern Rumeliens mit ihren ausführlich gezeichneten Bergzügen und Flußgebieten für Phantasiegebilde erklärt, deren Ursprung sich nicht nachweisen läßt.« (Grisebach 1841a: IV)

Zudem verweist er auf seine durch mangelnde Sprachkenntnisse und die Kürze der Zeit verursachten Schwierigkeiten, als »ächter Fremdling« in »jener fremden Welt« die »Eigenthümlichkeit dortiger Verhältnisse zu verstehen und vollständig zu würdigen« (Grisebach 1841a: V). Zwar erhebt er Anspruch auf die »Wahrheit« (Grisebach 1841: V) des von ihm Geschilderten und entspricht damit der »Authentizitätsverpflichtung« (Brenner 1990: 1), die in der Rezeption von Reiseberichten bis heute in der Regel vorausgesetzt wird.⁷ Zugleich hebt er aber – nicht ohne eine gewisse Koketterie – auch die Subjektivität seiner Eindrücke hervor:

»Wenn das unbefangene Studium socialer Zustände vielen Täuschungen unterworfen ist, und selbst das aus eigener Erfahrung geschöpfte Urtheil sowohl durch die Stimmung des Augenblicks bedingt erscheint, als es der Neuheit so vieler fremdartigen Eindrücke sich schwerer bemächtigt: so hat die Richtung des Naturforschers, der die Stille des Waldes und die Einsamkeit des Gebirges

7 Vgl. etwa Müllenmeisters Wunsch an die Reiseliteratur, den er im Rahmen eines Symposiums äußerte: »Der Reisebericht möge uns zeigen, wie ein Land wirklich ist. Er soll uns seinen Charakter verraten, sein Wesen, seine Identität.« (Müllenmeister 2000: 509) Hatte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch der literarische Reisebericht, der durchaus fiktionalen Charakter haben konnte, bereits etabliert, so war er doch nicht unumstritten und wurde von Vertretern der Tradition des aufklärerischen Reiseberichts, der ›authentische‹ Fakten präsentieren sollte, heftig kritisiert (vgl. etwa zu Pückler-Muskau's künstlerischen Reiseerzählungen und ihrer zeitgenössischen Rezeption Böhmer 2007, Meier 2009 und Langer 2012). Grisebach und Hahn sind beide eher der aufklärerischen, faktenorientierten Tradition zuzuordnen. Hahn thematisiert allerdings die von ihm vorausgesetzte Erwartung der zeitgenössischen Leser von Reiseerzählungen an »ästhetische Unterhaltung« (Bödecker, Bauerkämper und Struck 2004: 21), wenn er am Ende der *Reise von Belgrad nach Salonik* konstatiert: »Alles vereinte sich, um unsere Stimmung zu heben, und dennoch fand sich ein Dämpfer für dieselbe, denn plötzlich verfielen wir auf die Frage, was lässt sich ausser Dorfnamen, Häuserzahlen und Flussrichtungen über eine Reise durch prosaische Länder sagen, wenn sie so platt und zahm verlaufen ist wie die unsere? und diese Frage möge uns bei dem Leser entschuldigen, der uns bis hieher treu geblieben, wenn er sich durch die fast ununterbrochenen Schilderungen der todtten Natur gelangweilt fühlte; wir gaben so viel Staffage zu denselben, als wir irgend auftreiben konnten, aber sie zur Unterhaltung des Lesers auszuschmücken oder mit Episoden eigener Erfindung zu vermehren, dafür war unsere Aufgabe zu ernst.« (Hahn 1868: 203-204)

aufsucht, den Vorzug, daß überall dieselbe Sprache in gewohnten Lauten zu ihm redet.« (Grisebach 1841: VI)

In der eigentlichen Reisebeschreibung ist von diesen Zweifeln allerdings kaum etwas zu spüren, insbesondere in der Inszenierung der einheimischen Bevölkerung und ihrer Lebensweise ist Grisebach stark wertend.

Hahn unternahm – jeweils mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien – zwei Reisen durch die Region Mazedonien, die sich in der Publikation ausführlicher Berichte niederschlugen. Während der ersten Reise von Belgrad aus durch Serbien und Mazedonien bis Thessaloniki im heutigen Griechenland (bei Hahn »Salonik«), die Hahn im September 1858 begann, sollte die Erkundung der Eignung des Geländes für eine Eisenbahntrasse »dem ungarisch-österreichischen Verkehrswesen eine durch seine ganze Axe und seine Herzpunkte laufende Weltarterie zuströmen« (Hahn 1868: 24) lassen und dazu beitragen, Wien seine verdiente Stellung in Europa zu sichern, da »der Kaiserstaat und die Kaiserstadt im natürlichen Mittelpunkte unseres Welttheiles liegen und von der Natur bestimmt seien, das Centrum des europäischen Verkehrs zu werden« (Hahn 1868: 7). Hahn betont die »strategische Wichtigkeit« (Hahn 1868: 20) dieser Eisenbahn und stellt ebenso das mit ihr verbundene wirtschaftliche Interesse heraus: »Diese Bahn ist für uns daher nicht blos Schnellverkehrslinie, sondern auch Fracht- und Handelslinie. Denn wir sind die nächsten industriellen Nachbarn des reichen Macedoniens, und daher von Allen berufen, seine Baumwolle, Seide und Wolle zu spinnen und zu weben [...].« (Hahn 1868: 21)

Neben der Idee einer Eisenbahn entlang der »durch die ganze Breite der Türkei längs der Morawa und dem Wardar laufende[n] Thalrinne« (Hahn 1868: 1) ist laut Hahns Vorwort die Erforschung einer »terra incognita« (Hahn 1868: 3) im Gebiet der Morawa, damals im nördlichen Grenzraum der ›europäischen Türkei‹ zu Serbien, eine wesentliche Motivation für seine Reise. Dort vermutet Hahn »albanesische Stämme« (Hahn 1868: 3), die kennen zu lernen ihn reizt.⁸

Eine Mischung aus albanologischem Forschungsinteresse, dem Bestreben nach einer weiteren Erkundung einer möglichen Eisenbahntrasse am Vardar entlang (bei seiner ersten Reise hatte Hahn den Flusslauf des Vardars bei Veles verlassen und war über Prilep und Bitola nach Thessaloniki gereist) und dem Wunsch, weiße

⁸ Im Verlauf der Reise macht Hahn allerdings auch an ganz anderer Stelle für ihn überraschende Entdeckungen, so etwa die Stadt Kruschewo [heute Kruševo, Republik Mazedonien] in der Nähe des heutigen Bitola: »Dass in der europäischen Türkei noch manche Landstrecke undurchforscht ist, das weiss jeder Leser, der einmal einen Blick auf die grosse Kiepert'sche Karte geworfen hat, dass sich aber auch eine in der Nähe einer Hauptstrasse, und fast vor den Thoren der Civil- und Militärhauptstadt von Rumelien gelegene Stadt von wenigstens 7000 Einwohnern bis dahin der Kunde der Wissenschaft entziehen konnte, das war uns im höchsten Grade überraschend.« (Hahn 1868: 182)

Flecken auf den bisherigen Landkarten auszufüllen, bewegt Hahn zu seiner zweiten Reise *Durch die Gebiete des Drin und Wardar*, die ihn 1863 u.a. in Begleitung des Photographen Joseph Szekely durch das heute im Grenzgebiet der Staaten Albanien, Mazedonien und Kosovo gelegene Gebiet des Flusses Drin (Schwarzer und Weißer Drin) und entlang des in der heutigen Republik Mazedonien und in Griechenland gelegenen Flusslaufs des Vardars von Veles nach Thessaloniki führt.

Hahns Darstellung der bereisten Landstriche scheint auf Objektivität bedacht, seine sprachlichen und kulturellen Kenntnisse ermöglichen ihm den Zugang zu zahlreichen Informationen, die etwa Grisebach verwehrt bleiben mussten. Den scharfen Gegensatz, den Schafarik und Müller zwischen dem Staatssystem der Türkei und dem der anderen europäischen Länder konstruieren, schwächt er deutlich ab:

»Wir können die Vorstellung von den tief greifenden Gegensätzen der türkischen und occidentalen Staatsordnung und die darauf gebaute Schlussfolgerung der Unmöglichkeit jeder Reform der ersteren im europäischen Sinne nicht theilen, weil wir sie im Wesentlichen als Kinder derselben Mutter – der römischen Welt – betrachten und den Unterschied nur darin finden, dass das eine in seiner Entwicklung fortgeschritten, das andere stehen geblieben ist.« (Hahn 1868: 40)

Zugleich stellt aber auch er schon früh die vermeintliche Überlegenheit des ›wirklichen Europäers‹ über die Einheimischen in der ›europäischen Türkei‹ heraus und macht deutlich, wie die Hierarchie aus seiner Sicht gestaltet ist:

»Wir möchten überhaupt jedem Reisenden auf der südöstlichen Halbinsel den Rath ertheilen, bei jedem Personenwechsel die erste Gelegenheit zu benutzen, um sein Verhältniss zu den neuen Individuen dadurch von vornherein zu klären, dass er, ohne grob zu werden, sich möglichst scharf zeigt, und stets zu bedenken, dass er nur zwei Hebel hat, um auf das autochthone Element zu wirken, d. i. Furcht und Interesse. Ein nur an asiatische Gesellschaftsschranken gewohntes Volk hat kein gesellschaftliches Mass für den reisenden Europäer, dieser muss dasselbe daher selbst regulieren, wenn er sich vor Unzukömmlichkeiten bewahren will.« (Hahn 1868: 55)

Auch Grisebach klärt die Verhältnisse schon durch die Schilderung seiner ersten Eindrücke von den Einheimischen, nachdem er auf der Reise aus Göttingen Richtung Kleinasien in Bulgarien erstmals türkischen Boden betreten hat:

»Ein über alle Begriffe schmutziges Dorf brachte uns dort mit bulgarischen Landleuten in Berührungen. Wie verschieden ist hier schon der Eindruck, den die vermischten Nationen hervorbringen: der Bulgar mit seiner slavischen Gesichtsbildung, dürftiger Umgebung, mangelhafter Kleidung, unreinlich an Person und Behausung, aber von gutmütigem, dienstwilligem Benehmen; der Türke, auf dem

Verdecke des Schiffs in weiten Gewändern gelagert, fremd und zurückhaltend, ohne Bewegung in den edlen Zügen, die nicht selten dem Ideal männlicher Schönheit entsprechen, aber wegen des völligen Mangels an geistigem Character nur durch ihre Form anziehend wirken können; endlich die Franken, die uns so gütig wie alten Freunden begegnen und die Vorzüge der Heimath einprägen.« (Grisebach 1841a: 26)⁹

Ein gesonderter Blick auf Mazedonien ist bei beiden Autoren nicht zu bemerken, ihre Charakterisierungen von Land und Leuten betreffen jeweils die ›europäische Türkei‹ an sich, eine ganz bestimmte Lokalität – etwa das »Dibra-Tal«, das als »das grösste Räubernest verschrien« (Hahn 1867: I) sei – oder bestimmte Volksgruppen bzw. Ethnien. Die ›europäische Türkei‹ wird dabei sowohl in Abgrenzung zu Serbien als auch zum asiatischen Teil des Osmanischen Reichs – Hahn nähert sich ja aus dem Norden, von Serbien her, während Grisebach aus dem Südosten, aus Kleinasien kommt – als tendenziell gefährlich und wild dargestellt. Sowohl bei Grisebach als auch bei Hahn wird diese Einschätzung von ihren einheimischen Bediensteten geäußert. So hat Grisebachs griechischer, in Kleinasien ansässiger Diener und Dolmetscher Dimitri keine große Lust, seinen Herrn nach Europa zu begleiten: »Meine Art zu reisen dünkte ihm zu beschwerlich, er fürchtete die Albanesen und seine räuberischen Landsleute und zog es vor, unter den friedlichen Türken von Kleinasien zu reisen.« (Grisebach 1841a: 101) Und Hahn schildert ein Gespräch mit seinen Bediensteten am Abend vor dem Grenzübertritt aus Serbien folgendermaßen:

»Vom St. Romanus-Kloster fuhren wir zu dem schmucken Grenzstädtchen Al-exinatz, wo wir zum letzten Male auf serbischem Boden nächtigten. Nach dem Abendessen bat daher Kyro um Erlaubniss, der Einladung Gusman's folgen und

9 Eine derart deutliche Hierarchisierung findet sich bei Barth nicht, seine Schilderungen der Einheimischen sind von Respekt geprägt, wenn auch die schwierigen Umstände des »schändlichsten und rücksichtslosesten Despotismus« (Barth 1864: 113), unter denen sie ihr Leben fristen müssen, immer wieder betont werden. Fallmerayer hingegen setzt einige Akzente, die ein zivilisatorisches Gefälle zwischen »Europa« und dem »Orient« markieren, etwa wenn er Dorfbewohner in der Gegend des heutigen Thessaloniki als »ärmlicher als die Nigrer« (Fallmerayer 1845: 66) bezeichnet und ihn dörfliche Bauten an »Nubien« (Fallmerayer 1845: 65) erinnern, oder wenn es über die »slavisch« sprechenden Macedonier« (Fallmerayer 1845: 151), die laut Fallmerayer den Großteil der dortigen Bevölkerung stellen, in Bezug auf ihre angeblich übermäßige Verehrung des Heiligen Nikolaus heißt: »Gebt diesen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutschen Jahrbücher in die Hand und sehet selbst, ob sie dann zufriedener und glücklicher sind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus?« (Fallmerayer 1845: 173-175) Er konstatiert allerdings durchaus selbstkritisch, den Deutschen sei gegenüber den »Slaven« ein »innerer Hochmuth« zu eigen, der »den Slaven als Race [...] in ungerechtem Sinn das Anerkenntnis geistiger Ebenbürtigkeit bis zu dieser Stunde versagt« (Fallmerayer 1845: 369), und hinterfragt so den eigenen Blick auf die Bevölkerung des durchreisten Gebiets.

noch einen vergnügten Abend begehen zu dürfen, denn jenseits der Grenze höre alles Vergnügen auf und heisse es ›Ohren steif‹. Auf die Frage, ob sie sich denn fürchteten, nach der Türkei zu gehen, antwortete er, das sei gewiss nicht der Fall, aber sie wüssten auch, dass es drüben nicht vergnüglich sei, denn das Arnautlik, welches wir besuchen wollten, sei die verschriente Nachbarschaft von ganz Serbien. Wir erfuhren somit, dass der dienende Theil unserer Gesellschaft die Gegenden, denen unser Herz entgegenschlug, mit sehr abweichenden Gefühlen betrete.« (Hahn 1868: 30-31)

Grisebach deutet allerdings an, dass es sich gerade bei »Macedonien« um ein auch innerhalb der ›europäischen Türkei‹ besonders unsicheres Gebiet handelt. Während seines Aufenthalts auf dem Athos rückt ihm erstmals während seiner Reise eine Räuberbande bedrohlich nahe, die sich nach Auseinandersetzungen mit der Staatsgewalt dort in den Wäldern versteckt halte und hoffe, »wenn die erste Furcht und die emsige Verfolgung sich gemäßigt hatten, mit günstigem Glücke nach Macedonia zu entkommen« (Grisebach 1841a: 242).¹⁰

»Macedonien« als eine Art Freihafen für Banditen? Tatsächlich werden beide Reisenden dort immer wieder mit den Spuren verübter Raubüberfälle und Mordtaten konfrontiert, Hahns Gesellschaft während der zweiten Reise selbst beraubt (vgl. Hahn 1867: 112). Seine erste Begegnung mit einem Räuber während der Reise von Belgrad nach Thessaloniki stellt sich allerdings wenig dramatisch dar und veranlasst ihn zu vergleichenden Betrachtungen über die gesellschaftliche Entwicklung ›Europas‹ und der Türkei, in denen er keinen strikten Antagonismus zwischen den beiden Regionen aufbaut, sondern vielmehr wie in der oben zitierten Aussage über die unterschiedlichen Staatssysteme von einer ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ ausgeht, indem er sie lediglich auf unterschiedlichen Etappen des Weges in die Modernität sieht:

»Am Südende der vorerwähnten, die Skopiaebene mit dem Ptschinjathale verbindenden Einsattlung und am rechten Ufer dieses Flusses liegt das Dorf Kaplan, in dessen Chan wir übernachteten. Beim Eintritte in denselben fiel uns ein Eisen-schimmel durch seinen eben so schönen als kräftigen Bau auf, welcher nebst zwei anderen tüchtigen und gut gesattelten Pferden im Hofraume zur Abkühlung herumgeführt wurde. [...] Der Chandschi [...] erzählte, dass der Besitzer jener Pferde ein reitender Räuber aus Unter-Dibra sei, welchen er sehr wohl kenne, weil er

¹⁰ Die Furcht vor Räuberbanden in Mazedonien thematisiert auch Fallmerayer, allerdings nur am Rande (Fallmerayer 1845: 70), während sie bei Barth, der immer wieder die mangelnde staatliche Ordnung in der Region hervorhebt (zumeist im Konjunktiv: »wäre das Land in irgend geregeltem Zustand«; Barth 1864: 119), eine zentralere Rolle spielen (vgl. etwa die Schilderungen auf den Seiten 116 und 152). Eine Zuordnung der Räuber zu den ›Albanern‹ ist allerdings bei beiden Autoren nicht zu erkennen.

schon öfter bei ihm übernachtet habe. Diese Auskunft musste uns im höchsten Grade überraschen, denn wir glaubten mit allen Gewerben der Halbinsel bekannt zu sein, und hier bot sich eines, von dem wir noch nie etwas gehört hatten. Wir erkundigten uns also sofort nach demselben und erfuhren, dass dieses Gewerbe namentlich in Unter-Dibra einheimisch sei und sich besonders mit dem Pferdediebstahl befasse, ohne dass deswegen die Industrieritter anderweitige Gelegenheiten zur Bereicherung verschmähten. Dieselben präsentirten sich in der Regel vortrefflich beritten und von mehreren Dienern begleitet. Sie seien mit einem regelmässigen Passe versehen, und betrügen sich überall, wo sie einkehrten, als anständige Reisende. Ihre Coups machten sie, wenn es möglich sei, vor Mitternacht und eilten dann, so rasch sie könnten, auf Nebenwegen zu der ihnen zur Bergung und zum Absatze des Raubes am geeignetsten erscheinenden Diebshöhle, welche über die Halbinsel zerstreut seien. Doch sei dies selten die dem Raube nächst gelegene, und rasteten die Räuber in der Regel erst, wenn sie in einer anderen Provinz angekommen sind. Aus diesem Grunde sind daher tüchtige Pferde das erste Erforderniss für die Dibraner Industrieritter, welche lebhaft an ihre paläontologischen Collegen erinnern, die in den englischen Romanen des verflossenen Jahrhunderts eine so große Rolle spielen. Sollte diese Species zu der Classe von Erscheinungen gehören, welche sich im Uebergange aus dem Mittelalter in eine neue Zeit bilden? Denn die Türkei ist gegenwärtig in diesem Uebergangsstadium begriffen, welches für das übrige Europa bereits in der Vergangenheit liegt.« (Hahn 1868: 159-160)

Wie der hier geschilderte »Industrieritter« aus dem vorwiegend albanisch besiedelten »Dibra-Tal« stammt, sind sowohl bei Grisebach als auch bei Hahn vor allem die in der Region siedelnden Albaner Verursacher der in Mazedonien herrschenden Unsicherheit. So kolportiert Grisebach, »so lange man unter den Albanesen verweile, müsse man immer gefaßt sein, unerwartet aus einem Verstecke angelegte Flinten zu erblicken, wodurch man dann genöthigt wäre, ohne daß eben viel Worte gewechselt würden, Baarschaft, Gepäck und Kleidungsstücke auf den Boden niederzulegen, bis die Räuber zufrieden gestellt dem Beraubten weiterzuziehen gestatteten.« (Grisebach 1841a: 257)

Beide Autoren schildern die Albaner als waffenverliebte, kriegerische und gewalttätige Menschen, unter denen »dem Menschenleben ein verhältnismäßig geringerer Werth beigemessen wird« (Grisebach 1841b: 321). Zugleich wird ihnen Freiheitsliebe (insbesondere von Grisebach auch als Aufsässigkeit interpretiert) und Stolz unterstellt. Damit werden sie immer wieder in Kontrast zu den slawischen Bewohnern des Landes gesetzt, die sowohl bei Grisebach als auch bei Hahn als »Bulgaren« bezeichnet werden (während sie für Müller 1844 »Serben« sind).¹¹ Die

¹¹ Grisebach weist allerdings darauf hin, dass die Festlegung der slawischen Bevölkerung in den Gebieten der »europäischen Türkei« auf eine bestimmte Nation auch sprachlich schwierig sei: »Diese Linie, welche nur bei Salonichi das aegaeische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Aus-

se werden als grundsätzlich friedliebend und etwas einfältig und servil charakterisiert. Hahn inszeniert den Gegensatz zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen auf originelle Weise. Während in »allen albanesischen Orten« die Waffen von Hahns Reisegesellschaft besonders gewürdigt worden seien, insbesondere ein »Pistol mit sechs Schüssen« (Hahn 1868: 67), von dem die Kunde sich rasch verbreitet habe und nach dem überall gefragt worden sei, habe sich bei den »Bulgaren« ein ganz anderer Gegenstand als große Attraktion erwiesen, »denn von diesen wurde meine Luftmatratze, welche die Aufmerksamkeit der Albanesen nicht fesseln konnte, weit mehr angestaunt, als der Revolver, und die bulgarische Jugend drängte sich stets heran, um bei ihrer Füllung zu helfen.« (Hahn 1868: 67)

Im Vergleich zu den Albanern werden die »Bulgaren« also als ausgesprochen harmlos in Szene gesetzt. Selbst in Gegenden wie dem Bezirk Murichowa [heute Mariovo, Republik Mazedonien], die sich angeblich als »Räubernest« geradezu anbieten, bleiben sie laut Hahn schon beinahe befreindlich friedlich:

»Wenn man von Osten her, etwa von dem eisernen Thore aus in die steilen zerrissenen Gebirgsmassen hineinblickt, welche die Murichowaner bewohnen, so möchte man in diesen lauter geborene Räuber vermuten. Dem ist jedoch nicht so, diese trostlosen Striche werden von stillen Leuten bewohnt. Der ganze Bezirk ist durchweg von christlichen Bulgaren bewohnt, ohne irgend eine Beimischung anderer Volkselemente. Die Murichowaner sind ein ruhiger Menschenschlag, bei welchen Raub, Mord, ja sogar Viehdiebstahl unerhört sein soll, und die zu abgelegen wohnen, um von fremden Räubern heimgesucht zu werden. Es heisst, dass die Eheherren in mehreren ihrer Dörfer der Gastfreundschaft eine solche Ausdehnung geben, dass, wenn Fremde bei ihnen einkehren, sie keine Eifersucht gegen ihre Frauen zeigen.« (Hahn 1867: 146-147)

Grisebach inszeniert diesen Gegensatz zwischen »Bulgaren« und »Albanesen« ebenfalls, insbesondere durch ihr jeweiliges Verhalten, wenn er in offizieller türkischer Begleitung bei Dorfbewohnern einkehrt und diese die Reisenden verköstigen müssen. In einem Dorf in der »Tettovo-Ebene« in der Nähe von Kalkandelen [heute Tetovo in der Republik Mazedonien] sind »bulgarische Christen« die Gastgeber:

nahme von Albanien, die Südgrenze der slavischen Sprachen, welche von da bis zur Donau allgemein sind. Das Bulgarische umfasst den südlichen und östlichen, das Serbische den nördlichen und westlichen Theil dieses Gebiets, aber die Grenzscheide dieser beiden Töchter des slavischen Stamms konnte nicht genau angegeben werden, vielmehr wurde behauptet, daß sie durch allmähliche Vermischung der Wörter gleichsam in einer Uebergangszone mit einander verschmolzen. Wäre man nicht gewohnt, bei uns sogar in der Ebene verwandte Dialecte scharf von einander abgetrennt erhalten zu sehen, so könnte man eine Stütze für diese Meinung in dem Umstande erblicken, daß Serbien durch keine natürliche Südgrenze von bulgarischen Landschaften abgesondert wird.« (Grisebach 1841b: 66)

»Die Bulgaren zeigten sich zwar neugierig, aber zugleich bescheiden und anspruchslos. Die Höflichkeit des Wirths war so groß, daß er, während wir aßen, mit einem brennenden Holzspäne sich neben uns stellte und, ohne zu ermüden, unsere Tafel so lange beleuchtete, als dieses nöthig schien. Eine Vorrichtung, die Kienfackel zu befestigen, schienen diese Leute nicht zu kennen, und wie selten mögen sie sich auch solch einer Bequemlichkeit bedienen, da das Feuer am Heerde für ihr Bedürfniß Licht genug verbreitet.« (Grisebach 1841b: 252)

Auch im Hochgebirge erweisen sich »Bulgaren«, die eine Sennhütte bewohnen, als ausgesprochen gastfreundlich, wenn auch ihr Speiseangebot – neben einem frisch geschlachteten Schaf noch »einige unsaubere, abscheuliche Bulgarenspeisen« (Grisebach 1841b: 256) – den Berichterstatter keineswegs befriedigen kann. Ein »mit Fett getränkter Kleister, der wie graues Fließpapier aussah« und »Brod [...], das unmittelbar zum Gebrauche in einer heißen Pfanne höchst einfach gebacken ward« (Grisebach 1841b: 256) erscheinen Grisebach schlicht ungenießbar. Rustikale Tischsitten werden das kulinarische Erleben nicht besser gemacht haben: »Alle Speisen wurden mit den Händen zerlegt und gemeinschaftlich aus demselben Geräthe gegessen.« (Grisebach 1841b: 256)

Diese »Bulgaren« haben nichts Aufrührerisches oder Kriegerisches an sich, immer wieder betont auch Grisebach ihre Gutmäßigkeit. Ihr leibliches Wohl ist ihnen – wenn es auch nur für den Augenblick anhält – wichtiger als etwa der Widerstand gegen das Einfordern von Abgaben durch die Obrigkeit. So schildert Grisebach eine Feier von ›bulgarischen‹ Bauern beim Bischof von Vodena [heute Edessa in Griechenland], während der sich die Teilnehmer als ausgesprochen unbekümmert darum zeigen, dass ihnen am kommenden Tag eine »außerordentliche Steuer« droht.¹²

In vergleichbaren Situationen versetzt »das kecke und barsche Benehmen der Albanesen« (Grisebach 1841b: 292) im Šar-Gebirge in Erstaunen und Furcht. Die »Albanesen [...], bärtige Männer, von rohem, unbändigem Aussehen, Alle mit Flinten bewaffnet« (Grisebach 1841b: 293), hinterlassen einen ausgesprochen bedrohlichen Eindruck und bringen den Berichterstatter um den Schlaf. Seine Schilderung

12 »Die Bulgaren setzten sich in langen Reihen im Umkreis der Tücher nieder, verschlangen in kurzer Zeit die größten Vorräthe und überließen sich bald einer wilden, lärmenden Fröhlichkeit. Daß dieses Gastmahl, wie mir der Bischof sagte, nur darauf berechnet war, am andern Morgen eine außerordentliche Steuer unter dem Titel eines Hochzeitgeschenks ohne Widerstand erheben zu können, kümmerte sie nicht. Sie waren unbewaffnet. Das Fleisch rissen sie mit den Händen von den Knochen ab, den Reis verzehrten sie je sechs mit den Löffeln aus dem hölzernen Geräth, worin er gebracht war. Im Trinken schienen sie mäßig zu sein, aber ihr heulender Gesang erfüllte die halberleuchtete Gallerie mit unheimlichen Accorden. Die Herrlichkeit hat bis zwei Uhr gedauert, als ich schon lange in meinem eingeriegelten Zimmer mich auf den Divan gelagert hatte und unberührt durch ihre Freuden und Leiden schlief.« (Grisebach 1841b: 87-88)

einer Begegnung mit zwei albanischen Männern kurz vor »dem Passe, wo die macedonischen und albanischen Gewässer sich scheiden« (Grisebach 1841b: 307), ist symptomatisch:

»Ich fand mich allein mit den türkischen Soldaten, als zwei Albanesen auf einem benachbarten Hügelkamme erschienen und, indem sie Zeichen gaben, als wären sie nur die Vordersten von einer größeren hinter der Höhe verborgenen Mannschaft, in größter Eile uns entgegenliefen. Plötzlich, als sie uns nahe gekommen waren, legten sie ihre Flinten auf uns an, was meine Türken auf der Stelle erwiederten. Statt aber zu schießen, setzten die Albanesen ihren Lauf fort, erhoben ein Geschrei und kamen lachend bei uns an, indem sie uns nur hatten schrecken oder scherhaft begrüßen wollen. Wäre dieser Scherz von den Soldaten eben so sehr mißverstanden, als von mir, so würden die Albanesen wahrscheinlich auch dem Ernste nicht abhold gewesen sein: wenigstens zeichnete der Eine von ihnen sich durch eine wirklich grauenhafte Gesichtsbildung aus, der alle bösen Leidenschaften ihren Stempel aufgedrückt zu haben schienen. Die Sonne hatte ihn schwärzlich gefärbt, als wäre Mohrenblut in ihm gewesen, aber die mißtrauisch stechenden Augen bezeichneten den Sohn des Landes: denn Mißtrauen im Blick ist ein charakteristischer Zug bei allen Gebirgsalbanesen dieser Gegend, und niemals wird der Reisende einen Bulgaren oder Türken mit ihnen verwechseln. Zuletzt feuerten die Beiden ihre Flinten in die Luft und, indem meine Begleiter den Gruß auf dieselbe Art erwiederten, so schallte ein lebhaft wiederholtes Echo aus allen Thälern zurück. Dann warfen die Albanesen sich auf den Rasen, wir lagerten uns gleichfalls, einige Worte wurden gewechselt, wobei die Türken sich nichts weniger als unterwürfig behandelt sahen, dann zogen die wilden Gesellen weiter.« (Grisebach 1841b: 305)

Auch wenn also weder Grisebach noch Hahn sich wie etwa Müller ausdrücklich der Schilderung eines vermeintlichen »Nationalcharakter[s]« (Müller 1844: 23)¹³

13 In einem Kapitel seines Werkes schildert Müller überblicksartig den jeweiligen ›Charakter‹ der einzelnen einheimischen Bevölkerungsgruppen, die er als »Osmanlis«, »Štepetaren (Schtiepetaren) oder Arnauten« bzw. »Albanesen«, »Serben«, »Zinzaren« oder »Macedo-Wlachen«, »Hellenen« und »Juden« bezeichnet (Müller 1844: 14-22). Auch das jeweilige Äußere wird beschrieben. So sind die »Schtiepetaren« (unterteilt in »Tosken« und »Ghegen«) laut Müller »grausam, hinterlistig, hartnäckig, jeder Neuerung abhold, gegen Jeden, der ihre Sprache nicht kennt, feindselig« etc., »ihre Nüchternheit, ihre Genügsamkeit, ihr hohes Selbstgefühl« seien jedoch zumindest im Falle der Ghegen zu rühmen (Müller 1844: 18-19). Vom Aussehen her sei der »argwöhnische und stolze Schtiepetar« (Müller 1844: 20) als Ghege »in der Regel 5 Fuß 3-5 Zoll hoch, schlank gebaut, von ovalen Formen, mit einer langen, feinen Nase und sehr engen Nasenlöchern, meist mit hellbraunen Haaren und grauen Augen von stechendem Ausdruck; bedeutend höher, schlanker, kräftiger ist der Toske, seine dunklen Augen listig, sein Haar schwarzbraun und lang herabwällend. Nicht so günstig ist das weibliche Geschlecht bei den Arnauten bedacht; meist von riesigem Körperbau, der im grellen Contraste mit den zarten, schwelrenden

der einheimischen Bevölkerung verschreiben, so lässt sie sich ihren Ausführungen letztlich doch entnehmen, vor allem in der Dichotomie von kriegerischen, gewalttätigen und freiheitsliebenden respektive aufrührerischen Albanern und friedliebenden, gutmütigen Slawen. Dieses Narrativ wurde rezipiert und weitertradiert, wie etwa ein Artikel von Franz Bradaška über die »Slaven in der Türkei« in *Petermanns Geographischen Mitteilungen* aus dem Jahr 1869 zeigt. Dort beklagt Bradaška, wie sehr die Slawen in der ›europäischen Türkei‹ unter ihren albanischen Nachbarn litten, und beruft sich dabei auf Hahn:

»Hahn erzählt, dass die Šcipetaren wegen ihrer Gewaltthätigkeit und ihrer Räubereien berüchtigt sind und dass sie sich selbst in der Gegend von Kuršumlije und anderwärts bei Nacht ohne Begleitung nicht aus dem Hause wagen, und auf S. 51 schreibt er, er habe gehört, dass die Moravicaner-Šcipetaren die ärgsten seien und selbst bei Tage nicht einzeln ausgehen. Diess ist, wie sich Hahn selbst überzeugte, übertrieben, doch giebt es, wie er ganz richtig bemerkt, unter so berüchtigten Leuten eine Sicherheit wohl nicht. Jetzt denke man sich den wilden Šcipetaren als Nachbar des Kroaten und Serben oder Bulgaren und man wird den grossen Unterschied lebhaft herausfühlen. Der Slave, und insbesondere der Bulgar, ist still und ruhig, er fällt den Šcipetaren nicht an, sondern wehrt nur seine Angriffe ab, und wenn er sich nicht mehr wehren kann, so giebt er nach und zieht von dannen, denn er befindet sich in einer viel zu ungünstigen Lage, als dass er die ungebändigte Gewalt und Verwegenheit des wilden Šcipetaren besiegen könnte, und so muss der Slave, wenigstens so lange die jetzigen Verhältnisse dauern, auch auf dieser Seite verlieren.« (Bradaška 1869: 445-456)

Dabei scheint Hahn in seiner Darstellung der bereisten Länder und ihrer Bevölkerung durchaus darauf bedacht gewesen zu sein, bestehende Stereotype aufzubrechen. Dies betrifft insbesondere das offensichtlich vorausgesetzte Vorhandensein von Schmutz und Ungeziefer in den Gebieten der ›europäischen Türkei‹. Immer

Formen des türkischen und serbischen Weibes steht, von schwarzbraunem, sonnenverbranntem Teint, mit runzeliger Haut und gekrümmtem Rücken – da, wie bei den Serben, der weibliche Rücken das gewöhnliche Transports-Vehikel bildet –, dem häufigen Einflusse thätlicher Mißhandlung von Seiten der Gatten, Väter und Brüder ausgesetzt, steht es auf der tiefsten Stufe physischer und moralischer Cultur.« (Müller 1844: 23) Die »Serben« hingegen werden geschildert als »den frohsinnigen, gemüthlichen, kühnen, gewandten, so sehr dem Sinnenreiz huldigenden und abergläubischen slavischen Nationalcharakter bewahrend« (Müller 1844: 20-21). Weiterhin heißt es: »Lebhafter und gesprächiger als der Arnaute ist der Slave, den ein reichliches, dunkles Haar, braune Augen, rothe Wangen, frische Lippen, weiße, schöngeformte Zähne, volle, üppige Wangen, eine Stumpfnase, ein lächelnder Zug guthmüthiger Schalkhaftigkeit schon äußerlich bezeichnen [...]« (Müller 1844: 23) Müllers Typologie entspricht derjenigen der sogenannten ›Völkertafeln‹, die insbesondere im 18. Jahrhundert populär waren und von denen er auch eine in seinem Werk abdruckt (Müller 1844: 24). Zu Völkertafeln allgemein vgl. etwa Stanzel 1999.

wieder nimmt Hahn Bezug darauf. So weist er gleich zu Beginn der Reise von 1858 darauf hin, dass Ungeziefer entgegen den unterstellten Erwartungen der Leserschaft – »der Leser dürfte wohl staunen, wenn er hört« (Hahn 1868: 27) – auf der gesamten Wegstrecke von Belgrad bis Salonik kein Problem dargestellt habe, was er allerdings auch mit den getroffenen Vorsichtsmaßnahmen erklärt:

»Wo nämlich nur der geringste Verdacht vorhanden war, liessen wir Alles, was in den Schlafräumen an Kissen, Teppichen oder Matten vorhanden war, entfernen, die frisch gefegte Schlafstelle mit einer Lage frischen Heues belegen und darauf unser eigenes Bettzeug breiten, welches jeden Abend mit persischem Insectenpulver eingestreut wurde, von dem wir mehrere Pfunde von Wien aus mitgenommen hatten.« (Hahn 1868: 27)

In Skopje, wo er bei wohlhabenden Wlachen unterkommt, hebt er die »wahrhaft holländische Reinlichkeit« (Hahn 1868: 110) hervor, und die Schilderung der Einkehr bei einer »bulgarischen« Familie in der Nähe der Stadt Gjewgjeli [heute Gevgelija in der Republik Mazedonien] gerät zu einer geradezu »biedermeierlichen« Idylle, in der ebenfalls die Reinlichkeit des Haushalts eine bestimmende Rolle spielt:

»Der Ort, obgleich nach Art der Bulgarendörfer jeder Vegetation baar und nur aus bescheidenen einstöckigen Hütten bestehend, machte auf uns den Eindruck von Reinlichkeit und Behäbigkeit, und bei dem Eintritt in unser Konak waren wir angenehm überrascht, diesen Eindruck auf das glänzendste bestätigt zu finden. Ich erinnere mich auf keiner meiner Reisen eine einfache Bauernhütte in solcher Reinlichkeit und koketten Ordnung gefunden zu haben; alle Wände frisch gewisst, der mit Lehm ausgeschlagene Fussboden wie geleckt, jedes Hausgeräthe an seiner bestimmten Stelle, die Wände symmetrisch mit Krügen, Tellern und Kupfergeschirr verziert, die Familie in fast ärmlicher, aber reiner Kleidung, und uns mit ruhiger Freundlichkeit, ich möchte sagen Herzlichkeit entgegenkommend. Sie bestand aus den beiden Eltern, zwischen 40 und 50, einem Sohn von 18 und einem Mädchen von 17 Jahren, das schönste Gesichtchen, was uns auf der ganzen Reise begegnet war, und für das unser Ausdruck, wie Milch und Blut, gemacht zu sein schien, mit dem sicheren unbewussten Tacte eines Naturkindes. [...] Das Essen wurde in ihrem eigenen Service aufgetragen und wir assen mit ihren Bestecken. Alles war ebenso sauber als schmackhaft, und nach dem Essen liess ich Marina bedeuten, es habe mir so gut geschmeckt, dass ich ihre Mutter als Köchin nach Salonik mitnehmen würde, sie sollte also eine Kiste aussuchen und alle deren Kleider einpacken, damit wir am andern Morgen nicht aufgehalten würden. Wider Erwarten nahmen beide Kinder die Eröffnung für ernstgemeint, und wurden in ihren Repliken so lebhaft, dass die Mutter herbeikam. Sie verstand sogleich, was vorlag, und scheint den Sohn, der etwas Mutterkind war, durch einen Blick beruhigt zu haben. Dem Mädchen setzte sie aber durch Fragen nach Lohn und Behandlung so

lange zu, bis sich deren Blick umschleirte. So reizend nun auch die jungen Herren diesen fanden und so gern sie auch dessen Perlen gesehen hätten, so schien es mir doch Zeit einzulernen, und den gewohnten Sonnenschein auf das nette Antlitz zurückzurufen.« (Hahn 1867: 181)

In Bitola, wo sich eine große türkische Garnison befindet, besichtigt Hahn Kaserne, Militärhospital und Kadettenhaus. Dort lässt er sich zu wahren Begeisterungsstürmen hinreißen: Zwar sei die »fast in allen türkischen Militäranstalten herrschende Sauberkeit [...] nichts Neues« (Hahn 1868: 189) gewesen, habe hier aber die Erwartungen übertroffen.

»Sie beschränkte sich nicht blos auf die Zimmerboden der wohlgelüfteten Säle, auch Gänge, Treppen und Fenster u. s. w. waren blank, an den schneeweissen Wänden prangten die blitzenden Waffen, und in der Küche hätte eine Holländerin schwerlich etwas zu tadeln gefunden. Auch in den Ställen herrschte Ordnung und Reinlichkeit [...].« (Hahn 1868: 189)

Die im Arsenal »herrschende Ordnung, Sauberkeit und weise Raumbenutzung erinnerten an ein Kriegsschiff« (Hahn 1868: 189), das Militärkrankenhaus brauche »in keiner Beziehung den Vergleich mit den besten europäischen Hospitalern zu scheuen« (Hahn 1868: 190), und auch im Kadettenhaus herrsche »musterhafte Reinlichkeit« (Hahn 1868: 190). Dass im zeitgenössischen Diskurs über die »europäische Türkei« – offensichtlich ganz anders als in dem über Holland – eher von einem Schmutzstereotyp ausgegangen werden durfte, darauf weist Hahns sich anschließende Bemerkung hin, mit der er sich rechtfertigend an seine Leser wendet und wieder einmal den Wahrhaftigkeitsanspruch des gewissenhaften Reiseberichterstatters erhebt: »Indem wir die Schilderung dieser Besuche überlassen, kam uns der Gedanke, dass eine ausdrückliche Verwahrung gegen den Verdacht jeder Schönfärberei hier am Platze sein dürfte; wir berichten hier so gut wie überall nur Das, was wir gesehen haben.« (Hahn 1868: 190)

Tatsächlich hatte etwa Grisebach einige Jahrzehnte zuvor schon tatkräftig an der Ausgestaltung des die Länder der »europäischen Türkei« betreffenden Schmutzstereotyps mitgewirkt, das sich, wie die folgenden Kapitel dieser Arbeit zeigen werden, auch über Hahn hinaus als ausgesprochen wirkmächtig und langlebig erweisen sollte. Immer wieder stellt er wie in den bereits genannten Zitaten Schmutz und mangelnde Reinlichkeit insbesondere unter den »Bulgaren« heraus, sie sind »unreinlich an Person und Behausung« (Grisebach 1841a: 26) und verzehren »unsaubere [...] Bulgarenspeisen« (Grisebach 1841b: 256), entsprechen also gleich in dreifacher Hinsicht nicht dem Ideal des »reinlichen Bürgers«, wie es sich in Deutschland im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte (vgl. dazu Frey 1997). Die Zumutungen, denen sich Grisebach in der Diktion seines Reiseberichts dadurch ausgesetzt sieht, lassen sich nur mühsam kompensieren,

etwa wenn er sich bei den »Bulgaren von Ostrovo« [heute Arnissa, Griechenland] – Menschen von »große[r] Gutmäßigkeit«, aber »im äußersten Schmutze« lebend – ein »abscheuliches Bivouac [...] in dem Hofe einer elenden Barake mit dem Vieh des Eigenthümers theilen« muss und ihn dafür lediglich die »vortrefflichen Fische aus dem See, die man mir zur Abendmahlzeit schmackhaft bereitete«, entschädigen (Grisebach 1841b: 156). Eine Zumutung ganz besonderer Art sind die laut Grisebach nahezu allgegenwärtigen Wanzen und anderes »Ungeziefer« – noch ein Topos, der sich als äußerst wirkmächtig erweisen sollte und auf den auch Hahn (siehe oben) referiert:

»Als ich mich niederlegte, war die Menge der Wanzen in dem Han so groß, daß ich auf eine schlaflose Nacht gefaßt sein mußte. Ich erinnere mich, wenn ich die Bivouacs abrechne, freilich nur weniger Nächte in der Türkei, in denen ich von dieser Plage ganz frei geblieben wäre: allein an die Angriffe einzelner Thiere gewöhnt man sich im Schlaf, ohne zu erwachen. Werden aber größere Strecken der Haut in entzündliche Reizung versetzt, so ist es selbst bei großer Ermüdung unmöglich, Ruhe zu finden. [...] Ich blieb dann in meinen Kleidern, legte enge Riemen über den Füßen und Händen an, verdeckte diese durch elastische Strümpfe und Handschuhe, und befestigte das Halstuch, so viel es möglich war, ohne die Respiration zu belästigen. Ich erreichte dadurch, daß die Wanzen nur über das Gesicht herfielen, und, gelingt es, vorher einzuschlafen, so wacht man von einer so örtlichen, wiewohl empfindlichen Reizung nicht leicht auf. Leider hilft dieses Mittel gegen andere Gattungen von Ungeziefer weniger, aber von allen sind in der Türkei die Wanzen die lästigsten, weil sie die unentbehrliche Ruhe nach der Anstrengung dem Reisenden rauben.« (Grisebach 1841a: 121-122)

Mit seinen Ausführungen über Schmutz und Ungeziefer entspricht der Göttinger Grisebach einem zuvor insbesondere von norddeutschen Reisenden geprägten Narrativ. Sie beurteilten die bereisten Gebiete – um 1800 noch etwa katholisch geprägte süddeutsche Regionen, die als ebenso rückständig empfunden wurden wie nun die »europäische Türkei« – aus der Perspektive des neuen Reinlichkeitsideals des aufgeklärten Bürgertums (vgl. Frey 1997: 190-194). Dabei fungierte »der Reinlichkeitsstandard [...] als Gradmesser des erreichten Zivilisationsgrades« (Frey 1997: 191), das »Aufsuchen der Übergänge vom Wilden zum Zivilisierten und die Abschätzung der Distanzen kultureller Entwicklung dienten der Stabilisierung des Selbstbildes der Bürger« (Frey 1997: 190). In Anlehnung an die Kulturanthropologin Mary Douglas, die davon ausgeht, dass Schmutz »nur vom Standpunkt des Betrachters aus« (Douglas 1985: 12) existiert¹⁴ und Vorstellungen von Reinheit und

¹⁴ Was sich auch anhand der Mazedonien-Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts bestätigen lässt: Im Unterschied zu Grisebach und auch Hahn thematisiert Barth in seinem Bericht Schmutz und Unreinheit abgesehen von wenigen Ausnahmen kaum und wenn, dann nur sehr

Verunreinigung als »Symbole der Beziehung zwischen verschiedenen Teilen der Gesellschaft [...], als Konstrukte, die die hierarchische oder symmetrische Ordnung des umfassenden sozialen Systems widerspiegeln« (Douglas 1985: 14) interpretiert werden können, lässt sich Grisebachs Darstellung der schmutzigen ›europäischen Türkei‹ ebenfalls als Hierarchisierung des Verhältnisses seines ›reinen‹ Herkunftslands zum ›unreinen‹ Reisegebiet und zugleich des Zentrums zur Peripherie deuten. Sind es doch, so Christian Enzensberger in seinem erstmals 1968 erschienenen *Größeren Versuch über den Schmutz* unter Berufung auf Mary Douglas, insbesondere die »Randgebiete«, die mit Verschmutzung und Unreinheit in Verbindung gebracht (vgl. Enzensberger 1970: 29-31)¹⁵ und damit als minderwertiges Anderes betrachtet werden: »Sauber ist schön und gut. Sauber ist hell brav lieb. Sauber ist oben und hier. Schmutzig ist häßlich und anderswo. Sauber ist doch das Wahre, schmutzig ist unten und übel, schmutzig hat keinen Zweck. Sauber hat recht.« (Enzensberger 1970: 7) Die angenommene »kulturelle[] Suprematie« (Frey 1997: 192) des Reisenden drückt sich laut Frey schon allein im »Blick auf die Reinlichkeitspraxis« (Frey 1997: 192) der ›Anderen‹ aus, unabhängig von der Beurteilung derselben. Sie kommt also auch in Hahns oben zitierten Lobreden auf die ›Reinlichkeit‹ zum Ausdruck, die er auf seinen Reisen an bestimmten Orten bemerkt haben will.¹⁶

Grisebachs Texte sind Teil noch eines anderen zeitgenössischen Diskurses der Abgrenzung: des ›Orientalismus‹ (vgl. Said 1978). In dieser ›westlichen‹ Imagination des ›Orients‹ als das ›Andere‹ spielt Sexualität eine bestimmende Rolle, die sich etwa in Haremphantasien äußert (vgl. zu maskulinen »colonial fantasies« über die ›orientalische Sexualität‹ auch Yeğenoğlu 1998). Auch Grisebachs Blick auf die ›Türken‹ in der Region ›Macedonien‹ ist ganz offensichtlich von diesem Narrativ geprägt. Zwar verurteilt er die angenommene sexuelle Promiskuität türkischer Män-

beiläufig, insbesondere mit Blick auf die ›Khäns‹, die dörflichen Herbergen (etwa in der Beschreibung des ›Khäns‹ in ›Rádowitch‹, Barth 1862: 111). Ungeziefer erwähnt er gar nicht. Das Gleiche gilt für Fallmerayer (1845).

15 Dass Holland bis ins 20. Jahrhundert hinein auch als geographisches Zentrum der Reinlichkeit interpretiert wurde, die Peripherie Europas unabhängig von der Himmelsrichtung hingegen als Ort des Schmutzes, darauf verweist ein Passus in den 1932 erstmals erschienenen Reisebeschreibungen *Reisen ohne Ziel* des schwedischen Schriftstellers und Seemanns Harry Martinson: »Aber rein sind die Requisiten der holländischen Lebensführung: Häuser, Windmühlen, Mehl, Frauenkleider, Zinkblechtresen. Holland spielt auf den Saiten der Wäscheleinen, und die Welt hört ein sachliches Lied. Ein Lied mit vier großen Akkorden –: Erziehung zur Wirklichkeit, Arbeit, Putzmittel und Seife. Holland singt der Welt das Lied des Vorbilds für die schmutzigen Steppdecken des nördlichen Europas, fern aller schottischen Flöße.« (Martinson 2017: 46)

16 Frey zitiert als Beispiel hierfür Gottlob Heinrich Heinse, der »in den Jahren 1808 bis 1809 während seiner Reise in die Schweiz in den Häusern wohlhabender Basler Familien eine ›an die holländische grenzende Reinlichkeit‹« (Frey 1997: 192) wahrgenommen haben will – nahezu der gleiche Wortlaut, den Hahn in seiner oben zitierten Beschreibung der Häuser wohlhabender Wlachen in Skopje verwendet.

ner empört, als ihm ein osmanischer Würdenträger anträgt, sich in seine Dienste zu begeben, und ihm in diesem Zusammenhang – möglicherweise scherhaft auf die ihm bekannten Orient-Phantasien ›westlicher‹ Männer eingehend – ein als unmoralisch empfundenes Angebot macht:

»Er fügte hinzu: ›solche Leute, denen die Pflanzen und Berge unseres Landes so interessant sind, daß sie deshalb weite und kostspielige Reisen unternehmen, warum bleiben sie nicht bei uns? wir würden sie so gern aufnehmen, sie sollten das angenehmste Leben führen, sie sollten Geld und Alles erhalten, was sie wünschten, und wir wollten von ihnen nichts weiter verlangen, als ihren Umgang, ihren Rath, ihre Lehre, da sie in dem, was in Europa besser ist, wohl erfahren sind.‹ Aber er wisse wohl, sie seien an den Umgang mit Frauen gewöhnt, und den fürchteten sie hier zu entbehren: ›doch auch schöne Sclavinnen würden wir ihnen zugestehen,‹ sagte er scherzend, indem er das freiere Zusammenleben der Geschlechter nur aus einem unwürdigen Gesichtspunkte aufzufassen vermochte.« (Grisebach 1841b: 236)

Eine unterschwellige Faszination ist jedoch deutlich zu spüren, etwa, als er einem reisenden türkischen Mann in Gesellschaft von »drei abyssinischen Sclavinnen« (Grisebach 1841b: 221) begegnet. Zu einem besonderen Erlebnis wird der Besuch im Harem eines Paschas, wo er dessen zwölfjährige Tochter (›Unverschleiert ruhte die junge Türkin, ein schönes, bereits ausgebildetes Mädchen, unter einer leichten Decke.‹ Grisebach 1841b: 286) ärztlichen Beistand leisten soll. Die Schilderung des Landsitzes, in dem sich die Szene abspielt, ist voller sexueller Metaphorik:

»Hier erblickt man rechts von der Straße ein großes Tschiftlik des Pascha, welches eben jetzt dessen Harem beherbergte. Es ist eine große, halb in Bäumen versteckte Villa, aus welcher zahlreiche, bleigedeckte Zinnen minaretartig hervorragen. Hier pflegte Avsi damals bis zum Mittage zu verweilen und in der Gesellschaft von 4 Frauen und mehr als 30 Sclavinnen von seinen Regierungsgeschäften sich zu erholen. Die Lage dieses Orts, in einer gesegneten, von grünen Gebirgen umkränzten Ebene, gewährt alle Vorzüge eines ländlichen Aufenthalts, insfern die schattigen Pflanzungen und die Nachbarschaft des Flusses gegen die heiße, mit Fiebermiasmen geschwängerte Atmosphäre zu schützen vermögen. [...] Die Waizenerndte war damals schon beendet, der Mais stand noch grün auf dem Halm, den Reis sah ich hier zum ersten Male im Großen angebaut, so daß der Charakter der Landschaft in mancher Beziehung an die Lombardei erinnert. Die Cultur des Reis [sic!] dauert in diesem Theile von Macedonien von Anfang Mai bis zur Erndte im October. Jetzt waren die Pflanzen noch ganz klein und die Felder glichen jenen überschwemmten Wiesen, aus deren Wasserspiegel im Frühlinge die neuen Blattspitzen durch die Feuchtigkeit begünstigt hervortreiben.« (Grisebach 1841b: 241-242)

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass in den analysierten Reiseberichten zahlreiche Aspekte in Szene gesetzt werden, die auch fortan in wechselnder Ausprägung den deutschsprachigen Diskurs über die Region Mazedonien bestimmen sollten und unter drei Themengebieten subsumiert werden können:

- Schmutz und Reinheit bzw. Rückständigkeit und zivilisatorische Überlegenheit: Es handelt sich um einen grundsätzlich (insbesondere unter Verwendung der Schmutzmetapher) als rückständig und zivilisatorisch unterlegen dargestellten, fremdartigen Raum mit etwas diffusen Grenzen, in dem unterschiedliche Völker bzw. Ethnien von auffälliger Geschichtsvergessenheit¹⁷ zusammenleben.
- Gewalt und Sexualität: Dieser Raum ist potenziell gefährlich und von männlicher Gewalt¹⁸ geprägt, dient aber zugleich als Projektionsfläche für sexuell aufgeladene orientalistische Phantasien.
- Kolonialismus: Seine in großen Teilen schlechte Zugänglichkeit (selbst neu angelegte Fahrstraßen werden als qualitativ so schlecht beschrieben, dass ein Vorankommen nur schwer möglich ist) wird herausgestellt. Zugleich böte dieser Raum aber viel Potenzial für eine wirtschaftliche Nutzung, wenn diese nur ›richtig‹ in die Hand genommen würde. Dem ›europäischen‹, in der hier untersuchten Literatur insbesondere deutschen bzw. österreichischen Subjekt kommt damit eine bestimmende Rolle zu: Es benennt und kartographiert den Raum und macht damit seine Nutzbarmachung erst möglich. Und es bringt seine kulturellen Standards sowie sein Wissen mit, was es zu einer Art Lehrmeister der ›unwissenden‹ Einheimischen werden lässt. Haben auch weder Grisebach noch Hahn ausdrücklich eine als kolonial zu verstehende Mission, so bietet ihr jeweiliger Blick auf die betrachtete Region doch ausreichend Potenzial für entsprechende Ambitionen, wie sie nur wenige Jahrzehnte später

¹⁷ Sowohl Grisebach als auch Hahn forschen auf ihren Reisen nach antiken Zeugnissen (Hahn fügt seiner *Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar* u.a. eine Übersicht der gefundenen antiken Inschriften bei; Hahn 1867: 159-170), was sich aber angesichts der scheinbaren Unkenntnis oder des vermeintlichen Desinteresses der einheimischen Bevölkerung als schwierig erweist. Ein Geschichtsbewusstsein verraten die Einheimischen aus Sicht der Autoren nur in Hinblick auf tradierte Sagen über mittelalterliche Helden wie »Marko Krlewich« (vgl. etwa Hahn 1868: 111-112).

¹⁸ Dass für die Gewalt hier insbesondere die Albaner verantwortlich gemacht werden, während die Slawen als friedlich und gutmütig, ja geradezu wehrlos geschildert werden, wird in der Weiterentwicklung des Mazedoniendiskurses im 20. Jahrhundert mit der Herausbildung des Stereotyps des ›heroischen Mazedoniers‹ zumindest teilweise aufgehoben. Im Zusammenhang mit dem bewaffneten Konflikt des Jahres 2001 zwischen albanischen Freischärlern und dem mazedonischen Staat lebte diese Sichtweise aber auch im deutschsprachigen Diskurs wieder auf. So schreibt der deutsche Makedonist Wolf Oschlies in seinem *Kriegstagebuch aus einem friedlichen Land* von 2004, er wolle Mazedonien »niemals politischen Kriminellen und Terroristen, vorwiegend albanischer Provenienz, überantwortet sehen« (Oschlies 2004: 9).

zum Ausdruck kommen sollten (vgl. insbesondere Kapitel 4 und 5 dieser Arbeit).

Doch es soll nicht unterschlagen werden, dass der Blick Grisebachs und Hahns auf Mazedonien nicht nur von Aspekten kolonialen Begehrrens geprägt ist. Es ist auch ein Blick ästhetischer Naturerfahrung, der an Diskurse anschließt, wie sie sich verstärkt seit dem 18. Jahrhundert um die Alpen gebildet hatten. Die Schönheit und Erhabenheit der mazedonischen Berge werden von beiden Autoren herausgestellt und durch den Vergleich mit konkreten Örtlichkeiten in den Alpen erfahrbar gemacht. Dass ihre Schilderungen des »Gemäldes« (Grisebach 1841b: 253) bzw. »der wunderschönen Bilder« (Hahn 1867: 126), welche die Landschaft bietet, auf das Vokabular von Bildbeschreibungen rekurrieren, weist auf Vorprägungen hin, die sie offensichtlich insbesondere durch den ›Alpendiskurs‹ in Malerei und Literatur erfahren haben.¹⁹ In Hahns Blick auf den Ohridsee klingt durch seine Assoziation mit dem Tessin, der italienischen Schweiz, zudem noch ein anderes Narrativ an: das von Italien als südlichem ›Arkadien‹, wie es etwa von Goethe geprägt worden war:

»Unser Haus lag etwa 80 Fuss über dem Seespiegel, und seine zahlreichen hohen Glasfenster gewährten den vollsten Überblick über denselben und die schön geschnittenen Berg- und Hügelketten, welche ihn einfassen. Der tiefer liegende Theil der Stadt, den die alte, jetzt als Moschee dienende Sophienkirche beherrscht, bildet einen entsprechenden Vordergrund zu diesem Adel und Ruhe athmenden Bilde, dessen Anblick uns stets von neuem die Erinnerung an den Lago Maggiore erweckte, so wenig wir auch einen greifbaren Grund dafür anzugeben wussten. Wir können nur so viel sagen, dass, so oft wir zum Fenster hinausblickten, uns italienischer Seehauch anwehte.« (Hahn 1867: 101)

Bei Grisebach steht insbesondere in seinem Bericht von der Besteigung des »Ljubatin« im Šar-Gebirge, den er mit dem »Watzmann aus dem Thale von Berchtesgaden« (Grisebach 1841b: 253) vergleicht, und dem »großartigen Anblicke« (Grise-

19 »Ohne vorgängige Lektüre von Texten oder vorgängige Aneignung von Sichtweisen, die durch Bilder vermittelt werden, kann also Natur als Landschaft gar nicht wahrgenommen werden. Nicht umsonst ist für ihre Wahrnehmung das Wort ›malerisch‹ konstitutiv.« (Groh und Groh 1991: 95) Der ästhetisierende Blick auf die mazedonische Landschaft findet sich auch bei Fallmeyer und insbesondere bei Barth, der geradezu in Zuschreibungen wie »bezaubernde Gebirgslandschaft« (Barth 1864: 145-146), »wildromantische[] Gehänge[]« (Barth 1864: 170), »wahrhaft großartige Bergansicht« (Barth 1864: 119) oder »romantisch wild zerrissene und gegliederte Thalebene mit dem gegenüberliegenden zerklüfteten Gehänge« (Barth 1864: 114-115) schwelgt und sich etwa »des hübschen Ueberblickes über den höchst manichfach gestalteten und bekleideten Boden in der Tiefe mit dem anmuthigsten Wechsel von Feld, Acker, Weingärten, Wiese und Baumwuchs [erfreut]« (Barth 1864: 117-118).

bach 1841b: 253), den dieser Gipfel bietet, die Vorstellung von der Erhabenheit der Berge im Vordergrund. Schroffe Felsen und schaudererregende Abgründe künden von unmittelbarer Gefahr und sind dem kundigen Reisenden doch Quellen ästhetischen Erlebens:

»Als wir die Felsen erreichten (4"15'), die den obersten Kegel umgürteten, kam uns die Sonne zuvor und ging blutroth über dem Scomius auf. Es war der prachtvollste Anblick [...]. Nun sahen wir, wie zu unserer Linken die Ljubatrin nach Südwest mit ungeheuern Felsen schauerlich bis zu dem Passe abstürzt, der sie mit dem Scardus vereinigt und der jetzt tief unter unsren Füßen lag. Zu dem höchsten Gipfel, dessen Erhebung über diesen Ruheplatz ich auf 600' schätzte, bot ein ganz schmaler, immer noch stark geneigter Grat, eine Felsenmasse über unermeßlichen Abgründen, den schwierigen Zugang dar, wo der Fuß nicht gleiten und das Auge nicht schwindeln darf. [...] Die klare Luft, der wolkenlose Himmel begünstigten mich vollkommen, doch schon auf dem Grat begann es windig zu werden und oben wehte es so stark, daß ich bald davon abstehen mußte, Winkel mit der Boussole aufzunehmen. Indessen habe ich das unvergleichliche Panorama durch Zeichnung möglichst festzuhalten gesucht.« (Grisebach 1841b: 270-271)

Festzuhalten bleibt aber auch hier, dass zwischen dem ›europäischen‹ Reisenden, der durch seine Vorkenntnisse zu einer ästhetischen Wahrnehmung der mazedonischen Gebirgsnatur imstande ist, und seinen einheimischen Begleitern ein deutlicher Gegensatz konstruiert wird. Die Einheimischen nämlich sind aufgrund ihrer Unbildung für Schönheit und Erhabenheit blind, sie haben keinen Anteil an der ästhetischen Erfahrung, welche die Gipfelbesteigung bietet, und auch kein Einsehen in die Gefahren der Berge. Vielmehr benehmen sie sich wie Kinder, die das Hochgebirge lediglich als eine Art Spielplatz betrachten:

»Die Türken und Albanesen kletterten, ohne die Gefahr zu achten, an den steilen Abhängen umher, feuerten beständig ihre Flinten und Pistolen ab und ergötzen sich, Steine hinabzurollen, die, was die Steilheit des Bergs beweist, stets ohne aufgehalten zu werden über das Gerölle zu den Felsen und über diese bis zum Scarduspasse tief abwärts hinabgelangten.« (Grisebach 1841b: 275)

Ist die mazedonische Landschaft also durchaus an ›europäische‹ Diskurse angeschlussfähig, gilt dies nicht für die Menschen, die in dieser Landschaft leben. Um die ästhetische Wahrnehmung der Reisenden teilen zu können, müssten sie eine entsprechende Bildung aufweisen, ist die »sinnliche, die ästhetische Wahrnehmung von Natur [doch] [...] immer durch Ideen, durch Vorstellungen präformiert. Ideen, Vorstellungen generieren zuallererst den Gegenstand der Erfahrung.« (Groh und Groh 1991: 95) Jedoch diese Bildung fehlt ihnen. Ästhetischer Naturgenuss bleibt ein Privileg der ›europäischen‹ Reisenden und untermauert einmal mehr deren kulturelle Superiorität.

2.2 Die Fiktionalisierung des Raumes. Karl May und Mazedonien

Nachdem der Raum Mazedonien im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts insbesondere durch die Reiseberichte von Grisebach und Hahn Gestalt angenommen hatte, erfuhr er seine literarische Prägung durch den sächsischen Erfolgsschriftsteller Karl May in den drei Balkanromanen seines »Orientzyklus«, der »neben der *Winnetou*-Trilogie zu den beliebtesten und meistgelesenen Werken des Schriftstellers« (Sudhoff und Vollmer 1991: 7) gehört. *In den Schluchten des Balkan*, *Durch das Land der Skipetaren* und *Der Schut* hatte May zunächst mit den weiteren Romanen des »Orientzyklus« von 1881 bis 1884 in Fortsetzungen in der katholischen Wochenschrift »Deutscher Hausschatz« des Regensburger Pustet Verlags veröffentlicht, bevor der Zyklus 1892 die bei Fehsenfeld in Freiburg erscheinenden »Gesammelten Reiseromane« eröffnete (vgl. hierzu Sudhoff und Vollmer 1991: 7-9), um fortan – teilweise in stark bearbeiteten Fassungen wie den »Bamberger Ausgaben« des Karl-May-Verlags – immer wieder neu aufgelegt zu werden.

Dass May – nicht nur in seinen Orientromanen – wohl weniger tatsächliche geographisch-politische Räume beschreibt als vielmehr »Reisen ins Innere« (Stolte 1991: 261), die ihm u.a. halfen, seine Vergangenheit zu bewältigen, ist in der Forschung hinreichend behandelt worden (vgl. neben Stolte 1991 etwa Roxin 1991, Schmidt-Neke 2006, auch Steinbrink 1983 und Eggebrecht 1985). Es ist allerdings unübersehbar, dass in der allgemeinen Rezeptionsgeschichte von Mays Balkanromanen diese psychologische Interpretationsweise nur eine recht periphere Rolle spielt. Vielmehr ist May unter anderem zu einem Gewährsmann für den Balkan betreffende Fragen geworden: »Kein anderer Autor hat zunächst das deutschsprachige und infolge der zahlreichen Übersetzungen das globale Balkanbild über Generationen so stark geprägt wie Karl May.« (Previšić 2016: 79) Versatzstücke der von May formulierten Zuschreibungen wurden – oft genug reichlich unreflektiert, wie auch in einigen Kapiteln dieser Arbeit zu zeigen sein wird – von zahlreichen anderen Autoren in ihren Texten verwoben.

Daher erscheint es durchaus legitim, diese Zuschreibungen mit ideologiekritischem Zugriff einer detaillierteren Analyse zu unterziehen. Geschehen ist dies unter Bezug auf Mays Verhältnis zum Orientalismus bereits mehrfach (vgl. etwa Berman 1997: 41-164, auch Polaschegg 2007, Melzig 2003 und Gündoğar 1983). Die jeweiligen Studien haben aufgezeigt, dass Mays Orientromane durch die stereotyp-pejorierende Darstellung der Bevölkerung der von Mays literarischem Alter Ego Kara ben Nemsi durchreisten Gebiete sowie die Anwendung von Strategien kolonialer Literatur (Berman verweist etwa auf die »Feminisierung und De-Sexualisierung des Anderen«, bei May in Gestalt von Hadschi Halef Omar, als »Strategie zur Errichtung von Herrschaftsstrukturen«; Berman 1997: 74-84) affirmierend zu einem deutschen kolonialistischen Diskurs beigetragen haben. In Kreisen der Karl-May-Forschung erhebt sich immer wieder Widerspruch gegen solche Befun-

de: Sie seien das Werk »voreingenommene[r] Kritiker(innen)«, Mays »Orient- und Islambild« sei doch »weit differenzierter« – zwar habe er »aus den eurozentrischen Vorurteilen seiner Zeit heraus die ›türkischen Zustände‹ und den Islam in negativer Verzerrung dargestellt«, es sei aber angesichts dieser Umstände doch überraschend, »wie insgesamt richtig und relativ tolerant er Land und Leute zu beschreiben wusste und wie modern manche seiner Gedankengänge noch heute anmuten« (so Sudhoff und Vollmer 1991: 21 in Anlehnung an Koch 1991). Oft scheint es sich dabei aber um die Frage zu handeln, ob May »ein böswilliger Phantast war oder ein gutwilliger Realist« (Sudhoff und Vollmer 1991: 26) – in einem diskurstheoretischen Zusammenhang sicherlich keine adäquate Fragestellung.

Und doch ist es genau diese Fragestellung, die im Kern auch einer heftigen ideologiekritischen Kontroverse zwischen der mazedonischen Literaturwissenschaftlerin Katalin Kovačević und dem bulgarischen Karl-May-Forscher Wesselin Radkov zugrunde lag. Entsponnen hatte sich der Disput bereits Anfang der 1970er Jahre um Mays Blick auf Mazedonien. Kovačević hatte im *Lenau-Forum* einen Beitrag mit dem Titel »Makedonien bei Karl May«²⁰ veröffentlicht, in dem sie unter heftiger Polemik gegen den Autor, den sie nicht als »echten Schriftsteller« (Kovačević 1991: 221) verstanden wissen will, seine Darstellung ihres Landes in den Balkanromanen seziert. Ihres Landes auch deshalb, weil sie den Impetus für ihre Veröffentlichung aus einer persönlichen Betroffenheit heraus erklärt. Durch May, dessen Romane »die Vorstellungen des kleinbürgerlichen Durchschnittsdeutschen« (Kovačević 1991: 222) über den Balkan in erheblichem Maße geprägt hätten, sei sie selbst des Öfteren in die Situation gekommen, »falsche« Ansichten geradezurücken:

»So ist es selbstverständlich, daß die meisten Deutschen bei der Erwähnung von Skopje bzw. von Makedonien überhaupt gleich an ihre Jugendlektüre denken. Der Gedanke, diese Arbeit zu schreiben, mich also der May-Forschung zu widmen, entstand gerade aus solchen Situationen, wo ich meinen deutschen Gesprächspartnern, zum Beispiel im Zug oder in irgendeiner Gesellschaft, erklärte, woher ich komme – nämlich aus Makedonien. Diese hatten fast alle gleich die Assoziation von Karl Mays Balkanromanen gehabt. Das Bild, das er vor fast einem Jahrhundert über die Menschen und einige Gebiete des Balkans entworfen hat, wirkt offenbar bei manchen auch noch heute. Aber nicht nur in der Erinnerung seiner ehemaligen Leser; er hatte und hat auch in unserer Zeit noch Schriftsteller als Nachfolger, die

²⁰ Der Artikel von Kovačević wurde, gemeinsam mit Radkovs Replik, 1991 in dem von Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer im Paderborner Igel-Verlag *Wissenschaft* herausgegebenen Band *Karl Mays Orientzyklus* neu veröffentlicht. Aus dieser Quelle wird in vorliegender Arbeit zitiert. Erstdruck in: *Lenau-Forum* 3/4 (1971): 97-110. Zur Kontroverse zwischen Kovačević und Radkov vgl. Previšić 2017: 115-126 sowie Previšić 2016: 82-92.

seinen Stil, seine Themen im gleichen Ton nachahmen und pflegen.« (Kovačević 1991: 222-223)

Unter anderem wirft Kovačević May vor, er habe bewusst ein viel zu negatives Bild Mazedoniens gezeichnet und dabei alles mit dem ungleich positiver dargestellten Deutschland verglichen, damit »Kara Ben [sic!] Nemsi, dieser Supermensch und edle Vertreter der abendländischen Kultur, mächtig, reich, musterhaft ehrlich, stark und jedem grenzenlos überlegen« (Kovačević 1991: 232), umso erfolgreicher kolonialistischen Phantasien der deutschen Leserschaft entsprechen konnte. Anhand von zahlreichen Beispielen, die allerdings, etwa im Fall ihres Verweises auf Mays Darstellung der Hausbauten in Mazedonien (Kovačević 1991: 230), nicht immer von einer genauen Textlektüre zeugen, bemüht sie sich zudem nachzuweisen, dass es bei May an korrekter »Ethnographie und Folklore« (Kovačević 1991: 231) hapere. Unter anderem führt sie an, er nenne kein einziges Mal den »Terminus ›Makedonien‹ oder ›Makedonier‹«, was zu dem Eindruck führe, die Einheimischen seien »durchwegs Albaner [...], die seiner Erfahrung nach ›wenig taugen‹, weil es unter ihnen Diebe, Räuber und Mörder gibt.« (Kovačević 1991: 230)

Radkovs Replik, in der er zum einen durchaus im Einklang mit zahlreichen anderen Karl-May-Forschern argumentiert, May sei »gerade nicht dokumentarisch, sondern literarisch zu lesen« (Previšić 2016: 84), sowie darzustellen sucht, dass May die Verhältnisse in Mazedonien im Großen und Ganzen eben doch richtig darstelle, reagiert ansonsten offensichtlich gerade auf die Klage Kovačevićs über die fehlenden ›Makedonier‹ und begibt sich damit in das gleiche Fahrwasser wie Kovačević. Radkov sieht die Motivation Kovačevićs zu ihrem »beispiellosen Kreuzzug gegen den in der ganzen Welt anerkannten Schriftsteller« mit »offensichtlich absurd Schlussfolgerungen« (Radkov 1991: 252) nämlich vor allem in Mays Missachtung des Begriffes ›Makedonier‹, für die er eine eigene Begründung hat:

»Der Autorin gefällt offensichtlich nicht, daß überall, wo ihres Erachtens ›Makedonier‹ dargestellt werden sollten, nur Bulgaren, Montenegriner, Skipetaren oder Serben erscheinen. Ihr gefällt wohl nicht, daß Karl May von den glorreichen Jahren des bulgarischen Reiches unter dem Zaren Simeon berichtet, wo Wissenschaft, Kultur und Staatswesen in Bulgarien zur Blüte kamen, und das ausgerechnet in dem Augenblick, als sich seine Helden in der Nähe von Prisren [sic!] befinden. [...] Es will uns erscheinen, daß die einzige ›Schuld‹ von Karl May darin besteht, daß er vor etwa 100 Jahren die bulgarische ethnische Gruppe, die in der türkischen Provinz Makedonien seßhaft war und eine bulgarische Mundart sprach, ›nur‹ als Bulgaren bezeichnete, ohne zu ahnen, ohne voraussehen zu können, wie er sich ein Jahrhundert später den Zorn von Dr. Kovačević zuziehen würde. [...] Die Annahme, Karl May hätte den Begriff ›Makedonien‹ oder ›Makedonier‹ nicht gekannt, erscheint uns nicht haltbar. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß er in seinen Balkanbänden seiner persönlichen Stellung zu der Nationalitätenfrage und der Na-

tionalitätenverbreitung auf dem Balkan – einem damals freilich bei weitem nicht so heiklen Problem – Ausdruck gab.« (Radkov 1991: 252-254)

Aus heutiger Sicht dürfte die Tatsache, dass »Makedonien« und die »Makedonier« in Mays Balkanromanen keine Erwähnung finden, eher daran liegen, dass – wie in Kapitel 2.1 dieser Arbeit gezeigt – die Region Mazedonien im deutschsprachigen Diskurs des 19. Jahrhunderts als Teil der ›europäischen Türkei‹ wahrgenommen und ihre slawische Bevölkerung in den einschlägigen Publikationen entweder der bulgarischen oder der serbischen Ethnie zugeschlagen wurde. Der Vorwurf, May missachte in seinen Romanen die »Makedonier«, ist also in der Tat ein ›ahistorisches Argument‹ (Previšić 2016: 83).²¹ Die Replik Radkovs verrät allerdings viel über die Konfliktlinien rund um Mazedonien, die auch im deutschsprachigen Mazedoniendiskurs immer wieder aufbrechen, selbst die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Region prägen und dabei wie in diesem Fall häufig genug behindern:

»Dass er [Radkov] trotz seines philologischen Zugangs gerade so polemisch gegen seine makedonische Kollegin vorgeht, indem er Karl May auf der Seite der Großbulgaren wähnt, deren Reich unter Simeon I. sich einst weit über Makedonien erstreckte, damit implizit das jugoslawische Makedonien wieder Bulgarien zuschlägt und einen ›inneren Orientalismus‹ in Bezug auf das Nachbarland insinuiert, verbaut jegliche fruchtbare Diskussion. So sehr der Karl-May-Liebhaber und -Forscher mit seiner genauen Lektüre auch Recht haben mag, so sehr kommt ihm seine eigene Identität als Bulgare in die Quere.« (Previšić 2016: 84)

Denn so sehr Kovačević mit ihren reichlich persönlich formulierten polemischen Angriffen auf May auch über das Ziel hinausgeschossen und so fehlerhaft ihre Analyse seiner Balkanromane im Einzelnen sein mag, ihre grundsätzliche Fragestellung nach Mays Darstellung der Region Mazedonien in seinem Werk sowie ihren Implikationen für einen kolonialistisch gefärbten deutschsprachigen Mazedoniendiskurs erscheint insbesondere vor dem Hintergrund der May-Rezeption und ihrer Tradierung in zahlreichen weiteren Werken über den Balkan im Allgemeinen und Mazedonien im Speziellen sowie angesichts der Erkenntnisse der oben genannten ideologiekritischen Untersuchungen zu May und dem deutschsprachigen Orientalismus vollkommen angebracht. Ihnen soll entsprechend im Folgenden noch einmal nachgegangen werden.

²¹ Wobei nicht verschwiegen werden soll, dass Cyprian Robert, dessen Werk über die »Slawen der europäischen Türkei« May nachweislich als Quelle verwendet hat (vgl. Schönbach 1991: 205-206), bereits zwischen »Bulgaren« und »slawischem Macedonier« differenziert (Robert 1844a: 41), und zwar sogar in einem Kapitel des Buches, das laut Schönbach von May mit Anstreichungen versehen wurde.

Zunächst aber ein Exkurs zu Kovačevićs Bemerkung, May erwecke den Eindruck, Mazedonien sei ausschließlich von ›Albanern‹ besiedelt, die Radkov grundsätzlich durchaus richtig kommentiert: »was überhaupt nicht stimmt« (Radkov 1991: 253). Tatsächlich gehören Mays einheimische Protagonisten in Mazedonien deutlich mehr Ethnien an. Und doch ist Kovačevićs Einwurf so falsch nicht, was sicherlich zum Großteil mit dem Titel des zweiten Bandes der Balkanromane, *Durch das Land der Skipetaren*, und ebenso mit der Feststellung des Ich-Erzählers gleich zu Beginn dieses Bandes zusammenhängt:

»Die türkische Rechtspflege hat bekanntlich ihre Eigentümlichkeiten, sagen wir geradezu ihre Schattenseiten, die um so deutlicher hervortreten, je entlegener die Gegend ist, um die es sich handelt. Unter den dortigen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß da, wo die verschiedenen zuchtlosen, sich ewig befehdenden Stämme der Arnaute ihre Wohnsitze haben, von einem wirklichen ›Rechte‹ fast gar nicht gesprochen werden kann. Bei Ostromdscha beginnt das Gebiet dieser Skipetaren, welche nur das eine Gesetz kennen, daß der Schwächere dem Stärkeren zu weichen hat.« (May 1892b: 1)

Als besonders wirkmächtig hat sich der Titel erwiesen, der in der Folge nicht nur immer wieder zitiert wurde (eine kurze Rezeptionsgeschichte gibt Schmidt-Neke 1991: 249–252). Bis heute rekurriert der Albanidiskurs gerne auf Karl May, wenn es um die Darstellung von ›Land und Leuten‹ geht. Als nur ein Beispiel sei schwarz-aufweiss.de genannt, das »Portal deutschsprachiger Reisejournalisten«, auf dem in einem »Durchs wilde Land der Skipetaren: Impressionen aus Albanien« betitelten Artikel nachzulesen ist:

»Karl May hat das Albanienbild der Deutschen geprägt wie kein anderer. Sein Abenteuerroman ›Durch das Land der Skipetaren‹ erzählt in trivialer Form die Heldentaten des tapferen Kara ben Nemsi, der in den ›finsteren, drohenden, kalten Schluchten und Gründen‹ Albaniens auf Verbrecherjagd geht und das Gute im Menschen auch im hintersten Balkan hochhält. [...] Albanien, so das nachhaltige Resultat der Jugendlektüre, muss ein wilder Tummelplatz von wilden Gesellen sein. [...] Ab und zu aber taucht dann doch ein dramatischer Einschnitt auf, der Zugang zu Karl Mays legendären ›Schluchten des Balkan‹ gewährt – bis zur griechischen und mazedonischen Grenze eine rauhe, heute kaum noch bevölkerte Bergwelt.« (Mehnert o.J.)

Dabei wird gerne übersehen, dass Mays Balkanromane zum größten Teil gar nicht in Albanien spielen, sondern eben in der – freilich auch teilweise von Albanern besiedelten – historischen Region Mazedonien, ja sogar vom letzten Drittel des ersten Bandes *In den Schluchten des Balkan* über den gesamten Band *Durch das Land der Skipetaren* bis wohl mindestens Seite 250 des letzten Bandes *Der Schut* auf dem Gebiet der heutigen Republik Mazedonien, was sich anhand der von May genannten Orte

aufzeigen lässt (wobei die westliche Grenze aufgrund der Ungenauigkeit des von May verwendeten Kartenmaterials kaum festzulegen ist).²² Schon etwa »Menlik« [richtig Melnik, heute in Bulgarien] befindet sich in Pirin-Mazedonien, dem nach den mazedonischen Teilungen bei Bulgarien verbliebenen Teil der Region Mazedonien, so wie auch »Petridatsch« [heute Petrič, Bulgarien]. Doch »in Jenikoi, am linken Ufer der Strumnitz« (May 1892a: 393) befinden sich Kara ben Nemsi und seine Begleiter bereits in der heutigen Republik Mazedonien: Jenikoi [eigentlich türkisch Jeniköi] heißt heute Novo Selo und befindet sich zwischen der südostmazedonischen Stadt Strumica und der bulgarischen Grenze. Und »Ostromdscha«, wo May das »Gebiet dieser Skipetaren« beginnen lässt, ist das eben genannte Strumica. Die traditionellen albanischen Siedlungsgebiete in der Region Mazedonien hingegen liegen eher in deren Westen und Nordwesten, worauf übrigens auch May hinweist: Seine »Skipetaren« stammen in der Regel aus Regionen Albaniens, wie etwa der Miridit, oder aus dem Nordwesten Mazedoniens wie der angebliche Schneide Afrit, der aus »einem kleinen Gebirgsdorf im Schar Dagh« (May 1892b: 337) namens »Weicza« [heute Vejce, albanisch Vicë, im Nordwesten der Republik Mazedonien] kommt, oder auch die brutalen »Aladschy«, die »von Kakandelen [sic!] her [seien], von den Bergen des Schar Dagh herab, wo die eingefleischten Skipetaren wohnen« (May 1892b: 60-61), also aus der Gegend des heutigen Tetovo, auf Türkisch Kalkandelen. Prägender selbst im wissenschaftlichen Diskurs haben aber wohl der Romantitel und seine oben erwähnte Eingangssequenz gewirkt. So verlegt etwa Schmidt-Neke in seiner 2006 erschienenen Untersuchung über »Albanien als imaginäre Bühne« u.a. des »Pseudologen« Karl May die Stadt Ostromdscha, deren Beschreibung er seiner Analyse unterwirft, offensichtlich kurzerhand nach Albanien; zumindest geht aus dem Kontext nichts anderes hervor (vgl. Schmidt-Neke 2006: 163-166).

Wie suggestiv die »Skipetarenhematik« auf die Leser gewirkt hat, lässt sich auch einem Beitrag eines weiteren vom Balkan stammenden May-Kritikers entnehmen. Im November 2011 veröffentlichte der serbische Schriftsteller und Übersetzer Ivan Ivanji einen »Indianer in Mazedonien? Mit Karl May in den Schluchten des Balkan« betitelten Text in der österreichischen Zeitschrift *Literatur und Kritik*, in dem er sich mit einem ähnlichen Impetus wie Kovačević, jedoch deutlich ironischer, mit der Mazedoniendarstellung Mays auseinandersetzt. Er habe, so beginnt

22 May hat sich offensichtlich auf die »General-Karte der europäischen Türkei und des Vladikats Montenegro« von Friedrich Handtke gestützt, die zum einen im in Mays Besitz befindlichen, 1860 erschienenen »Vollständigen Hand-Atlas der neueren Erdbeschreibung über alle Theile der Erde« von K. Sohr vertreten ist als auch ca. 1878 von Flemming herausgegeben wurde, was zu dem von Franz Kandolf genannten Erscheinungsjahr der Karte 1880 passt (vgl. Schönbach 1991: Anmerkungen 8 und 10). In der Gegend um den Drin im Grenzgebiet zwischen Mazedonien und Albanien ist diese Karte sehr ungenau, so fehlt zum Beispiel das Flusstal der Radika zwischen Treska und Drin ganz.

Ivanji, in den Sommerurlaub an der Adriaküste zwei Bücher mitgenommen, die er seit sechzig Jahren nicht mehr in der Hand gehalten habe und deren Autor zu nennen er sich beinahe schäme: *In den Schluchten des Balkan* und *Durch das Land der Skipetaren*. Nicht etwa der Unterhaltung, sondern ihres Themas wegen, und um seine Erinnerung zu überprüfen:

»In einem Artikel für eine deutsche Tageszeitung hatte ich die beiden Schmöker voreilig, ohne zu prüfen, ob ich mich richtig erinnere, erwähnt. Gerade war die Diskussion im Gange, ob deutsche Soldaten nach Mazedonien zu entsenden seien, und ich erinnerte an den ›orientalischen Old Shatterhand‹, den deutschen Mann ohne Fehl und Tadel namens Kara ben Nemsi, der der Held dieser beiden Bücher ist und Zucht und Ordnung in die Reihen der wilden Albaner zu bringen trachtet. Ich empfahl Verteidigungsminister Scharping, seinen braven Kriegern Karl May in den Tornister stecken zu lassen, denn ohne den Mut und andere Vorzüge teutonischer Übermenschen, wie sie Karl May beschrieben hat, würden sie nicht viel ausrichten.« (Ivanji 2001: 5)

Eine anschließende erneute Lektüre der Balkanromane aus Sorge, sich in dieser Einschätzung geirrt zu haben, bringt Bestätigung. Die gedankliche Verbindung zum »deutschen Mann ohne Fehl und Tadel« Mays stellt sich als mehr als richtig heraus: »Die Beschäftigung mit diesen Werken ist aktueller, als ich ahnte! Ich habe nicht gewußt, daß sich für Karl May die Schluchten des Balkan und das Land der Skipetaren nicht in Albanien befanden, sondern in Mazedonien!« (Ivanji 2001: 5)

In der Folge zählt Ivanji auf, was wiederum May alles nicht gewusst und wovon er »keine Ahnung« gehabt habe – von »Mazedonien« oder »Makedonien« etwa, was allerdings verständlich sei, schließlich hätten sich zu seiner Zeit »sowohl das heutige Albanien als auch Mazedonien und der Süden Serbiens im selben, heute würden wir sagen, multinationalen Staat, der Türkei« bzw. richtiger »im Osmanischen Reich« befunden (Ivanji 2001: 6). Insbesondere hebt er auf Mays ausgesprochen negative Darstellung der Albaner ab und kontrastiert sie mit seinen eigenen Albaner- und Mazedonienerfahrungen. So habe er als Kind aufgrund der Berichte seines im Ersten Weltkrieg in Albanien eingesetzten Vaters dieses für ein »wildes Land« gehalten, Mazedonien hingegen, von dem er in der Schule als »Wardar-Banovina« gelernt habe, sei ihm »fast genauso zivilisiert wie mein Banat« erschienen. »Skipetaren im Jugoslawien meiner Kindheit? Davon wußte ich nichts, es wäre fast gewesen, als wären mir im Kukuruzfeld meiner Heimat Löwen und Tiger begegnet. Daß die Konditorei vis-à-vis von meinem Geburtshaus, in der ich mein erstes Eis gegessen habe, einem Albaner gehörte, wußte ich nicht.« (Ivanji 2001: 6)

Letztlich geht es Ivanji darum, die Gemachtheit und auch Beliebigkeit solcher »Bilder vom Anderen« aufzuzeigen, die – wie in seiner Darstellung auch bei Karl May – oft jeder Grundlage entbehren. So lässt er einen mazedonischen Albaner bange nach den Ungarn fragen, er habe gehört, die seien »ein wildes Volk, das mit

den Messern zwischen den Zähnen herumrenne und Fremde abschlachte«, während er von den Albanern selbst behauptet, sie seien »das friedvollste Volk auf der Welt« (Ivanji 2001: 7). Mit Blick auf Afghanistan, im Vergleich zu dessen Schluchten die »Felsspalten in Mazedonien zahm, fast würde ich sagen, zart« seien, fragt Ivanji: »Sind dort in Afghanistan lauter Wilde?« (Ivanji 2001: 7), um dann einen afghanischen Arzt in einem Wiener Krankenhaus auftreten zu lassen, und er beendet seine Einlassungen mit dem Satz: »Ach, was ich noch sagen wollte, Mutter Teresa war eine Albanerin aus Mazedonien.« (Ivanji 2001: 7)²³

Josef Nyary hingegen, der in den 1970er Jahren *Auf den Spuren von Karl May* »Durch das Land der Skipetaren« reiste, nämlich durch das Albanien Enver Hoxhas, und sich in dem abgeschotteten, kommunistischen Staat wohlig gruseln durfte, inszeniert May als verlässlichen Informanten, etwa wenn es um den vermeintlichen Kollektivcharakter der »Skipetaren« geht. Übrigens deutet auch hier der Titel von Nyarys Beitrag darauf hin, dass Mays gleichnamiger Band von Albanien handle. Im Text selbst verweist Nyary aber darauf, dass er sich in seiner Reportage nur auf den *Schut* beziehe und alle drei Bände Mays eigentlich überwiegend in anderen Ländern spielen – ein Hinweis, der in einem Disput mit einem Einheimischen, von dem Mays Balkanromane als »Hirngespinst« und »Quatsch« abgetan werden, dazu dient, Mays Glaubwürdigkeit zu belegen, ohne dies allerdings weiter zu untermauern:²⁴

»Aber, Herr Skender! Und überhaupt: Karl Mays Bücher! In den Schluchten des Balkan, ›Durch das Land der Skipetaren‹ und ›Der Schut‹ – die Bände vier bis sechs der Reiseerzählungen – spielen ja überwiegend in den Landschaften des heutigen Bulgarien und Jugoslawien. Und dort kann man noch heute sehen, daß der schreibfreudige Sachse so schief nicht lag. In Albanien hingegen hat man die Vergangenheit gründlich ausgemerzt.« (Nyary 1976: 70)

Womit Karl May »so schief nicht lag« oder, folgt man Kovačević und Ivanji, doch völlig daneben, soll im Folgenden noch einmal dargestellt werden, ohne allerdings die Frage nach dem Wahrheitsgehalt explizit beantworten zu wollen. Details wie die rote Farbe des Kleides einer »Bulgarin«, die im Disput von Kovačević und Radkov mit Blick auf ihr »tatsächliches« Vorkommen diskutiert wurden (vgl. Kovačević 1991: 231, Radkov 1991: 252), dürften letztlich auch zu weit führen. Vielmehr soll es um bestimmte Topoi gehen, die May aus dem Diskurs seiner Zeit übernimmt,

23 Zu Herkunft und Familiengeschichte der in Skopje geborenen und aufgewachsenen Gonxhe Bojaxhiu, später als Mutter Teresa bekannt geworden, vgl. Ramaj 2006.

24 Es sei denn, man nimmt eine dem Buch in einem Illustrationsteil ohne Seitenzahlen beigelegte Photographie eines traditionell gekleideten albanischen Mannes mit Gewehr im Anschlag als Nachweis. Die Bildunterschrift lautet: »Stolz präsentiert ein Bauer aus der Gegend von Kosovo [sic!] in der jugoslawischen Provinz Pristina sein Gewehr. Im benachbarten Albanien gibt es solche Bilder nicht mehr.«

aber auf seine Art prägt und durch den Erfolg seiner Schriften nachhaltig in das deutschsprachige Balkan- bzw. Mazedoniennarrativ einbringt.

Zunächst zu nennen sind Schmutz, Unreinlichkeit und Ungeziefer. In den Siedlungen auf Kara ben Nemsi Weg sind »Schmutz und Kot« (May 1892a: 301) das vorherrschende Bild. Die Höfe auch der von »ordentlichen« Wirten betriebenen Herbergen werden als vollkommen verdreckt geschildert. So heißt es über den Wirt in Dabila, der letzten Station vor Ostromdscha, er »schien trotz des Schmutzes, welcher fußhoch seinen Hof bedeckte, ein unternehmender und für die hiesigen Verhältnisse auch tüchtiger Landwirt zu sein« (May 1892a: 444). Der erste Eindruck ist allerdings vernichtend: die Pferde waten »in den tiefen vegetabilischen und animalischen Resten, welche ihre Gegenwart den Geruchsorganen in nicht gerade lieblicher Weise bemerkbar« machen (May 1892a: 428), und die »Obermagd«, die den Ankömmlingen zunächst entgegentritt, ist von geradezu groteskem, vollkommen verschmutztem Aussehen (vgl. May 1892a: 429). Dass das Innere des Hauses dann sehr sauber gehalten ist, sorgt bei Kara ben Nemsi für schiere Verwunderung, ebenso wie die Tatsache, dass das Essen auf »reinlichen, weißen Steinguttellern« (May 1892a: 444) serviert wird und das Gastzimmer mit einem Tisch, Bänken und Blumenschmuck ein »trauliches Aussehen« (May 1892a: 430) erhält. Als der Wirt dann sogar das Bierbrauen beherrscht, wird das Rätsel dieser traulichen Reinlichkeit an für Kara ben Nemsi unverhoffter Stelle mitten im »Orient« gelöst. Der Wirt hat das Brauen nämlich von einem Mann aus Erlangen gelernt, der längere Zeit bei ihm verbrachte, er ist also im Gegensatz zu den meisten Menschen in der Region »von den guten Sitten des westlichen Europa übertüncht« (May 1892a: 138) – wohl auch eine Erklärung dafür, dass er laut May ein »für die hiesigen Verhältnisse auch tüchtiger Landwirt« zu sein scheint. Sonst bietet sich immer wieder ein »Anblick, der nicht sehr appetitlich« (May 1892a: 394) ist. Die Menschen sind häufig so verdreckt, dass man kaum ihre Gesichter erkennen, sondern nur »etwas Unbeschreibliches, jedenfalls aber Ungewaschenes konstatieren« (May 1892c: 59) kann, so ungewaschen, dass »im Abendlande [...] die Polizei gezwungen [wäre], sich ins Mittel zu schlagen, weil ein solcher Mensch öffentliches Aergernis erregen würde.« (May 1892a: 146)

Radkov hat angeführt, May habe seine Protagonisten »übercharakterisiert«, um ihre jeweilige Zuordnung zu den einander gegenüberstehenden Parteien des »Guten« und des »Bösen« zu verdeutlichen, und das Schmutzstereotyp diene ihm dabei als Instrument zur Darstellung negativer Figuren, während positive Charaktere unter den Einheimischen in den Balkanromanen auch unter diesem Aspekt ganz gegenteilig geschildert würden: »Es gibt keine einzige positive Gestalt in den Balkanbänden, die keinen sauberen Haushalt führt, oder nicht solid, ordentlich und reinlich lebt, wenn das auch ein armer Schlucker aus dem Volke ist!« (Radkov 1991: 247) Das stimmt sicherlich auch, etwa im Fall des Ziegelstreichers und seiner Frau in *In den Schluchten des Balkan*. Doch die Tatsache, dass bei diesen Figuren ihre

Reinlichkeit besonders betont wird, spricht schon für sich. Zudem werden sie vom Ich-Erzähler kritisch bewertet, er als Deutscher und ›zivilisierter‹ Westeuropäer ist also die Instanz, die Reinlichkeit beurteilen kann. So sieht die Pflanzensammlerin Nebatja, laut Radkov »eine der schönsten Frauengestalten in den Balkanbändern, eine durchaus positive Gestalt, die Karl May offensichtlich liebevoll schuf« (Radkov 1991: 246), lediglich »leidlich sauber« aus, das Hemd ihres Kindes scheint (!) »gut gewaschen und sogar gebleicht zu sein« (May 1892a: 526). Bei zahlreichen Figuren jedoch, die nicht im Mittelpunkt der Handlung stehen, sondern eher eine ausschmückende Funktion haben und weder ausgesprochen positive noch negative Charaktere darstellen – so etwa die oben erwähnte »Obermagd«, das Apothekerehepaar in Ostromdscha sowie sämtliche Einwohner des Dorfes Glogovik –, wird die Schilderung ihrer Unreinlichkeit bis ins Groteske getrieben. Durch ihr Aussehen und ihre damit korrespondierenden Handlungen geraten sie zu bizarren Witzfiguren, die den Lesern wohl schlicht belustigende Unterhaltung bieten sollen, etwa wenn die Apothekerin mit ironischem Tonfall folgendermaßen eingeführt wird: »Da bekam ich das zarte Wesen zu sehen, welches diese sanften Worte gelispt hat. Dasselbe schien aus einem Gesicht, einem uralten Teppich und zwei nackten, schrecklich schmutzigen Füßen zu bestehen. Dennoch waren diese Füße unendlich anziehender als das Gesicht. [...] Am liebsten widme ich der Schönheit ihres Antlitzes ein ohnmächtiges Schweigen.« (May 1892b: 91-92)

Doch nicht nur Belustigung soll hervorgerufen werden. Schmutz und Primitivität sollen auch wohligen Grusel bei der Lektüre verursachen, so wie ihn Kara ben Nemsi selbst beim Betreten der Apotheke von Ostromdscha erfährt: »Was ich sah, erfüllte mich mit jener eigenartigen Seelenstimmung, welche man vulgär mit dem Wort ›gruseln‹ zu bezeichnen pflegt.« (May 1892b: 94) Neben der Belustigung (aus der Position des kulturell und intellektuell Höherstehenden, worauf auch die zahlreichen Verweise auf angeblich ungleich bessere Zustände in Deutschland bzw. Westeuropa abzielen) sind die Gefühle, die May mit seinen Schilderungen hervorruft, Ekel und zugleich auch Angst: Angst vor Verunreinigung und – in Zeiten der aufkommenden Bakteriologie in der modernen Medizin – Angst vor Krankheitserreger. Dies wird insbesondere deutlich, als Kara ben Nemsi den Besuch eines Schattentheaters im pirin-mazedonischen Melnik [bei May Menlik] drastisch inszeniert:

»Mir wurde bereits jetzt übel. Der Orientale schläft in seinen Kleidern, die er also äußerst selten ablegt. Von einem regelmäßigen Wechsel der Leibwäsche hat er gar keine Ahnung; darum ist es kein Wunder, daß seine Nähe nicht nur durch das Auge, sondern auch durch die Nase bemerklich ist. Und nun diese fürchterlich zusammengedrängten Menschen! Der Dichter des Inferno hat eine wunderbare Phantasie entwickelt, aber eine der entsetzlichsten Strafen hat er doch übersehen – eine arme Seele, zwischen Orientalen eingepreßt, um ein chinesisches Schatten-

spiel zu erwarten, unfähig, die Arme zu röhren und sich die Nase zuzuhalten. Ein Glück, daß ich damals von dem Dasein des Komma-Bacillus und anderer ähnlicher Ungeheuer noch keine Ahnung hatte! Welch ein Weltmeer von Bacillen mußte uns hier umfluten!« (May 1892a: 352-353)

Dass sich May mit dem Topos von Schmutz und Unreinlichkeit durchaus im Rahmen des zeitgenössischen Diskurses bewegte, wurde in Kapitel 2.1 dieser Arbeit insbesondere anhand der Schilderungen Grisebachs, aber auch Hahns aufgezeigt. Mays wiederholt geäußerte Behauptung, »der Orientale« wechsle seine Kleidung nicht einmal zum Schlafen und sei daher grundsätzlich schmutzig sowie verlaust und verfloht, hat er wohl dem 1813 erschienenen Werk Friedrich Ludwig Lindners über die ›europäische Türkei‹ entnommen, das er – leicht verfremdet – in *Durch das Land der Skipetaren* selbst als Quelle angibt (vgl. Schönbach 1991: 205). Dort heißt es allerdings deutlich neutraler und weniger schreckenerregend: »Man kann sich leicht vorstellen, daß [...] bei einem Volke, dem der Gebrauch der Wäsche beinahe unbekannt ist, welches die Kleider des Nachts anbehält und sie nur wechselt, wenn sie abgenutzt sind, – Ungeziefer aller Art im Ueberfluß angetroffen werden müsse.« (Lindner 1813: 163)

Mays ausschmückende Interpretation dieser Textstelle Lindners zeigt also zum einen, dass er den im Laufe des 19. Jahrhunderts ins Bewusstsein des deutschen Bürgertums gedrungenen Hygienediskurs, nach dem »Segen und Fluch der Zivilisation [...] vom modernen Waschen« abhingen (Sarasin 2001: 266), zur Abgrenzung von den Einheimischen einsetzt, die als »halbwilde« (May 1892c: 272), nicht vom »Alphabet und dessen Folgen beleckte« (May 1892c: 59) Menschen charakterisiert werden. Die hier geäußerten Vorstellungen von Schmutz sind, um mit Mary Douglas zu sprechen, »Konstrukte, die die hierarchische oder symmetrische Ordnung des umfassenden sozialen Systems widerspiegeln« (Douglas 1985: 12). Sie dienen der Selbstvergewisserung des Ich-Erzählers und seines Lesepublikums als aufgrund ihrer als selbstverständlich vorausgesetzten Hygiene höhergestellte Zivilisationsträger, die sich aus dieser Stellung heraus über die unwissenden ›Schmutzfincken²⁵ amüsieren und sie letztlich auch beherrschen können. Zugleich verstärkt der allgegenwärtige Schmutz die Bedrohung, in der sich der Held Kara ben Nemsi bewähren muss. Nicht nur gegen die schurkischen Bandenmitglieder des Schut hat er sich durchzusetzen, sondern auch gegen den Angriff von Gestank und ekelerregenden Anblicken auf seine Sinne²⁶ sowie gegen die potenziell krankheitserregenden Bazillen und jene »springenden, wibbelnden und kribbelnden, stechenden, nagen-

25 »Waschen?: fragte er erstaunt. ›Daß ich dumm wäre! So frühes Waschen ist sehr schädlich.‹« (May 1892c: 156)

26 Und wie wichtig die Sinne gerade für Mays Helden sind, hat Harald Eggebrecht überzeugend dargestellt, vgl. Eggebrecht 1985.

den und beißenden [...] blutdürstigen Myrmidonen«, die selbst im »vornehmsten Hause des Orients immer vorhanden« seien (May 1892c: 99).

Der Raum, den Kara ben Nemsi und seine Gefährten auf ihrer Reise durchmessen, ist somit doppelt gefahrvoll. Denn unmittelbar bedrohlich für Leib und Leben sind ja schon die Menschen, die diesen Raum mit Gesetzlosigkeit und Gewalt prägen. Das wird u.a. aus dem oben angeführten Zitat über das Gebiet der »Skipetaren« deutlich. Nicht umsonst muss Kara ben Nemsi empört feststellen: »Wir hatten in fortgesetzter Todesgefahr gestanden, und noch jetzt schwebte in jedem Augenblick das Verderben drohend über uns. Man hatte uns in wohlüberlegter und raffinierter Weise in dieses Haus gelockt, um uns umzubringen. Man hatte uns vergiften und – als das nicht gelungen war – erwürgen wollen; es war nach mir gestochen und geschossen worden.« (May 1892b: 514) Die osmanische Obrigkeit ist machtlos oder korrumpt und steckt häufig unter einer Decke mit den Banditen, so dass Kara ben Nemsi sich gezwungen sieht, die Ausübung der Justiz selbst in die Hand zu nehmen. Dass er dabei zu Mitteln greift, die selbst reichlich brutal sind und sogar »nach dem heimatlichen Gesetzbuch strafbar gewesen« (May 1892b: 514) wären, begründet er damit, man sei zuerst angegriffen worden, befindet sich zudem »nicht in einem civilisierten Lande« und habe es »mit Menschen zu thun, welche die beklagenswerten Zustände Halbasiens gewohnt« seien (May 1892b: 513) – eine Argumentation, die in den afrikanischen Kolonien des Deutschen Reiches ganz ähnlich vertreten wurde:

»Der harte und prügelnde ›Weiße‹ wurde vom handelnden Subjekt zum bloß reagierenden Erzieher oder Dresseur. [...] Dieses Bild, dass der Charakter der ›Schwarzen‹ die Härte und Brutalität des kolonialen Umgangs nötig mache, erlaubt zugleich die Vorstellung vom eigentlich gutmütigen, wohlwollenden und freundlichen deutschen Nationalcharakter zu bewahren – man war ja durch die Umstände bedauerlicherweise gezwungen, so und nicht anders zu agieren.« (Sobich 2006: 126)

Sowohl das Schmutzstereotyp als auch die Inszenierung des Handlungsraumes als rechtsfrei und von Gewalt geprägt haben bei May somit eine doppelte Funktion: Sie verschaffen Ich-Erzähler und Leserschaft im Verhältnis zur als zivilisatorisch und intellektuell defizitär charakterisierten einheimischen Bevölkerung das Überlegenheitsgefühl des potenziellen Kolonisators (der als Erzieher und Lehrer imaginiert wird) und sorgen zugleich dafür, dass die Leistungen des Helden, der sich in einer durch vielfältige Gefährdung ausgezeichneten Umgebung bewähren muss, in umso strahlenderem Licht erscheinen.

Mit dieser Funktion hat es sicher auch zu tun, dass May den albanischen Bevölkerungsanteil der Region Mazedonien so stark hervorhebt. Schließlich werden im zeitgenössischen Diskurs – wie in Kapitel 2.1 gezeigt bei Grisebach und Hahn, aber auch etwa bei dem von May nachweislich als Quelle verwendeten Robert –

die Albaner als kriegerisch und gefährlich, die Slawen hingegen als friedlich und harmlos gekennzeichnet. So heißt es bei dem zu blumigen Schilderungen neigenden Robert:

»Auf dem Wege von Ohrida nach Prisren kann man am deutlichsten die moralische Verschiedenheit der beiden Hirtenvölker, der mehr zum Ackerbau sich neigenden Bulgaren und der mehr krieg- und jagdliebenden Schipetaren, wahrnehmen. Wenn man durch Gegenden kommt, in welchen die Jäger hausen, blinzt man unwillkürlich nach Fels und Büschen, ist in steter Besorgniß, es möchte ein Flintenlauf daraus hervorgucken. Wie viel besser befindet man sich dagegen unter den Bulgaren! Wo man da Halt macht, steigen die Hirten von den Hügeln hernieder und bringen dem Fremden ihre Glückwünsche zur Reise; sie lagern sich im Kreise um den Teppich, auf welchem der Franke ruht, und unterhalten sich mit ihm von Allem, was ihnen theuer ist, oder singen ihm eins von jenen slawischen Liedern, deren Erinnerung so lange noch wehmüthig nachklingt. Mit welcher Seelenruhe sah ich in diesen unermesslichen Wäldern die Sonne auf- und untergehen!« (Robert 1844b: 112-113)

Für Abenteuer, die als »Bewährungsprobe« des Helden interpretiert werden können (vgl. Best 1980: 71), eignen sich die ›wilden‹ Albaner vor diesem Hintergrund natürlich deutlich besser. Zudem vermengt May die »Skipetaren« mit einer anderen Gruppe, von der »grad in den gegenwärtigen Tagen [...] die Zeitungen fast ununterbrochen« (May 1892a: 19) berichten: mit Aufständischen, die für Nationalstaaten in dem bislang osmanisch beherrschten Territorium auf dem Balkan eintreten. So gehört Moskhan, ein Mitglied der Bande des Schut, auch zum »Bund der Unzufriedenheit«, einem »Geheimbunde« von »Verschwörern«, der »ein bulgarisches Reich mit einem eigenen, unabhängigen König haben will« (May 1892a: 91). Bei May – der diese Einschätzung auch von Bandenmitgliedern selbst äußern lässt – sind diese Aufständischen allerdings nichts anderes als Räuber, eine Darstellung, die nicht nur Radkov bedauert (vgl. Roxin 1991: 102). So heißt es als Kommentar zu einem geplanten Einfall des Schut über die serbische Grenze: »Jetzt gärt es überall. Man spricht nicht mehr von Räubern, sondern von Patrioten. Das Handwerk hat den politischen Turban aufgesetzt. Wer nach dem Besitz anderer trachtet, der giebt vor, sein Volk frei und unabhängig machen zu wollen.« (May 1892c: 199)

Roxin vermutet, May habe die Verbrecherbande des Schut, die von einem »zugeireisten Perser« geleitet wird, bewusst international konzipiert, um sie deutlich von »speziell nationalen Aufrührergruppen, deren Diskriminierung zugleich vermieden wurde« (Roxin 1991: 102), abzugrenzen. Dem widerspricht allerdings zum Beispiel die Figur des Moskhan und generell die Aburteilung von Aufständischen als Verbrecher. So referiert der Ich-Erzähler Kara ben Nemsi einen belauschten Dialog der »Aladschy«, zweier besonders brutaler albanischer Bandenmitglieder, in dem der eine äußert, sie seien »Helden der Berge und Wälder, welche die Aufgabe haben,

das an ihnen begangene Unrecht zu rächen«, und der andere entgegnet: »Gewöhnliche Leute sagen jedoch Räuber statt Helden, was mir jedoch höchst gleichgültig ist.« (May 1892a: 459) Der Ich-Erzähler kommentiert dies mit der apodiktischen Feststellung:

»Die Art und Weise, in welcher diese Menschen hier auftraten, zeigte deutlich, von welch rohem Schlag sie waren. Und ebenso, wie sie, sind weitaus die meisten jener Leute, welche sich einen Nimbus damit geben, daß sie, wie der landläufige Ausdruck lautet, ›hinaus in die Wälder gehen‹. Es mag wohl einige wenige geben, welche, von der Ungerechtigkeit, von dem Haß und der Verfolgung gezwungen, sich in die Berge flüchten, aber ihre Anzahl ist verschwindend klein gegen die Menge derjenigen, die nur aus roher Brutalität die heiligen Bande zerreißen, welche das Gesetz, das göttliche und das menschliche, geheiligt hat.« (May 1892a: 459-460)

Ob hieraus Mays Liebe zum »türkischen Volk« (Roxin 1991: 102) spricht oder die unzureichende »Unterrichtung Mays über die für den Mitteleuropäer damals tatsächlich schwer durchschaubaren Verhältnisse auf dem Balkan« (Roxin 1991: 102), sei dahingestellt. Es scheint eher so zu sein, dass er schlicht Einschätzungen des Reichskanzlers Bismarck insbesondere der bulgarischen Nationalbewegung übernommen hat, der sich in Reichstagsreden Ende der 1880er Jahre ebenso öffentlichkeitswirksam wie vernichtend geäußert hatte: »Die ›Stämme da unten‹, die ›südslawischen Hammeldiebe‹, [...] seien nicht einen ›gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers‹ wert.« (Geier 2001: 11) Diese Ansicht wurde, womöglich noch schärfer formuliert, auch in der zeitgenössischen Presse verbreitet, wie Hermann Wendel in seiner nach dem Ersten Weltkrieg erschienenen Schrift *Makedonien und der Friede* überliefert hat.²⁷ Auch die – laut Mays Ich-Erzähler Kara ben Nemsi nur vorgebliebenen – Freiheitskämpfer fügen sich also ein in das Narrativ von

27 »Wenn die Alldeutschen heute Bismarck am liebsten zu einer Art nachträglichen Schutzgeistes für das deutsch-bulgarische Bündnis machen möchten, so hatte er in Wahrheit weder Neigung noch Verständnis für ›die nationalen Fragmente, welche die Balkanhalbinsel bevölkern‹ [...]. In den folgenden Jahren ließ er wohl die Teilnahme des deutschen Volkes an südosteuropäischen Dingen durch die ihm ergebene Presse spöttisch als ›Bulgarenrummel‹ abtun, im Reichstage erklärte er 1887 die Freundschaft von Rußland für ›viel wichtiger als die von Bulgarien und allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben‹, und als die Ermordung Stambulows auch die öffentliche Meinung in Deutschland erregte, brachte die ›Zukunft‹ auf seinen Wink einen maßlos gehässigen und durchaus ungerechten Aufsatz gegen den ›entnervten und entarteten Stamm‹ in ›dem Ländchen der Analphabeten und Hammeldiebe‹, dessen Freiheitsdrang, wie der aller Südslawen, in der Sehnsucht bestehe, ›sich satt essen, den Nachbar überlisten und gelegentlich ein paar Messerstiche wagen zu können, ohne daß Polizei und Gericht gleich ihres Amtes walten‹. Mit dem Hinweis, daß dieser Artikel ›genau den Standpunkt Bismarckscher Politik vertrete‹, nahm Penzler ihn sogar in das Werk ›Fürst Bismarck nach seiner Entlassung‹ auf.« (Wendel 1919: 16-17)

der vielfältigen Bedrohung, welcher der Held während seines Ritts durch die Balkanregion ausgesetzt ist, und bieten dem deutschen Lesepublikum zugleich Identifikationspotenzial, indem es mit Kara ben Nemsi – und Bismarck! – gemeinsam auf sie herabblicken kann.

Doch die Kulisse von Bedrohung und Gefährdung, die May in seinen Balkanromanen aufbaut, ist nicht vollständig ohne eine Erwähnung der Landschaft, die ähnlich wie die einheimische Bevölkerung inszeniert wird. Zwar führt Kara ben Nemsis Reiseroute nicht nur durch »zerklüftetes, gebirgisches, ödes, kurzum: durch schwer zugängliches Gelände«, in dem »weder Automobile noch Eisenbahnen noch große Städte die Erlebniswelt des wilden Ostens« stören, wie Andrea Polaschegg geäußert hat (Polaschegg 2007: 125). Immerhin spielt die dramatische Episode der Überquerung des Hochwasser führenden Vardars am Ende von *Durch das Land der Skipetaren* an der Baustelle der Bahnlinie von Belgrad nach Thessaloniki, die 1874 vollendet wurde (vgl. Brunau 1925: 18), wo es für Kara ben Nemsis Gefährten u.a. eine »Lokomotive anzustauen [gibt], welche eben einen Bauzug vorüberschleppt[]« (May 1892b: 578).

Zwar werden die Straßen durchgehend als schlecht beschrieben – »dann bogt wir zu der nach Ostromdscha führenden Straße ein, welche aber keine Straße war« (May 1892a: 476) – und können in ihrer Eigenschaft als »so etwas Straßenartiges« (May 1892a: 339) keinesfalls mit deutschen Wegen mithalten: »Die Wege, auf denen unsere deutschen Bauern auf ihre Felder fahren, sind besser angelegt und unterhalten, als diese Heerstraße es war.« (May 1892: 425-426) Doch führen sie über weite Strecken durch als reizend, anmutig und fruchtbar beschriebene Ebenen voller Getreide-, Baumwoll- und Tabakfelder, in denen sogar Südfrüchte wie »Limonien« reifen (vgl. etwa May 1892b: 393, May 1892c: 1). Gerät der Held allerdings in besonders bedrohliche Situationen, entspricht dem auch die Landschaft: Der Weg zur »Derekulibe«, in der Kara ben Nemsi gefangen genommen wird, führt durch »dunklen Wald« (May 1892b: 244) in eine geradezu Klaustrophobie hervorruhende enge Schlucht, deren Felswände »ganz lotrecht« (May 1892b: 261) emporsteigen; der von Blutrache motivierte Mordanschlag des Mirditen geschieht zwar auf einer offenen, wenn auch durch Buschwerk unübersichtlichen Hochebene, um dorthin zu gelangen, muss Kara ben Nemsi aber ein »wildes, mit Steintrümmern besätes, schluchtenähnliches Thal« (May 1892b: 346) durchqueren. Als sich, je näher man dem Schlupfwinkel des Schuts kommt, die Bedrohung durch die Bandenmitglieder stetig verstärkt, wird auch die Landschaft umso bedrohlicher: »wir hatten Berge, Felsen, Thäler, Schluchten, Urwälder und Sümpfe vor uns, durch oder über welche nicht leicht zu kommen war« (May 1892c: 1), »zwischen himmelan strebenden Bergen [...] mußten wir uns durch Schluchten winden, welche fast unzugänglich waren. Schwere Felstrümmer legten sich uns in den Weg. Mächtige Stämme waren von den Steilungen abgestürzt und zwangen unsere Pferde, über sie hinweg zu klettern.« (May 1892c: 81) In diesen Bergen ist alles Gefahr, wovon nicht nur Na-

men wie »Teufelsfelsen« zeugen. Der Tod scheint allgegenwärtig: »Dieser Wald des Schar Dagh war mit keinem der genannten Urwälder zu vergleichen. Man dachte unwillkürlich an untergangene Kulturen, über welche nun der Tod seine Waldeschatten wirft.« (May 1892c: 159) Folgerichtig lässt May hier auch einen gewaltigen Bären auftauchen, den letztlich nur Kara ben Nemsi überwinden kann – mit dem Messer. Zwar erklärt der Konakdschi, Bären seien in dieser Gegend »höchst selten«, weiß aber auch zu berichten, es sei, wenn doch einmal einer auftauche, »ein wütender, mit dem man nicht spaßen darf« (May 1892c: 90). Die Dörfer allerdings, die in diesen Gegenden liegen, bedrohen wie oben erläutert vor allem die Sinne und das ästhetische Empfinden des Ich-Erzählers. Sie verursachen keine Schauder aufgrund ihrer Erhabenheit, sondern lassen Kara ben Nemsi vor Abscheu schaudern: »Erreichten wir ja einmal ein kleines Dorf, so widerte uns die Armseligkeit desselben so an, daß wir uns beeilten, hindurch zu kommen.« (May 1892c: 57; vgl. auch die ausführliche Beschreibung von Glogovik, May 1892c: 58-79)

Es lässt sich festhalten, dass May in seinen Balkanromanen die von Kara ben Nemsi durchquerte Region, die zum Großteil dem historischen Mazedonien entspricht, als vielfach gefahrbringenden Raum inszeniert. Gesetzlosigkeit und Gewalt, gesundheitsgefährdender Schmutz und Ungeziefer, die »ungebildete« Bevölkerung sowie das als unwegsam geschilderte Land bilden einen Hintergrund, von dem sich der zahlreichen Bewährungsproben unterworfen Held umso strahlender abheben kann. Dieser »Phantasieraum der eigenen Wunscherfüllung« (Eggebrecht 1985: 173) ermöglicht über ein individuelles Identifikationspotenzial hinaus dem deutschen Lesepublikum Mays – wie die Rezeptionsgeschichte zeigt, weit ins 20. Jahrhundert hinein – die Möglichkeit, sich durch die häufigen Vergleiche der »orientalischen« Zustände auf dem Balkan mit »deutschen« bzw. »abendländischen« Verhältnissen kollektiv angesprochen und überlegen zu fühlen. Schließlich sind die Häuser in den von Kara ben Nemsi durchquerten Dörfern »ärmliche[] Hütten, in welche ein deutscher Bauer wohl schwerlich seine Kühe stecken würde« (May 1892c: 57), die Landstraßen schlechter als deutsche Feldwege (May 1892a: 425-426), die Menschen starr vor Staunen über naturwissenschaftliche Kenntnisse Kara ben Nemesis, die laut diesem in seinem »Vaterlande jedes Kind« aufweist (May 1892a: 482). An anderer Stelle äußert er: »Und ich bin aus einem Lande, in welchem ein Knabe klüger und unterrichteter ist als hier bei euch ein Mann, den ihr für klug und weise haltet.« (May 1892b: 323) Dass die Einheimischen halbwild und unzivilisiert seien, wird von Kara ben Nemsi mehrmals apodiktisch behauptet – dass es unter den Protagonisten der Romane Ausnahmen von dieser Regel gibt, fällt da nur wenig ins Gewicht. Damit wird die Allmacht Kara ben Nemesis, der nach Belieben züchtigt und belohnt, gerechtfertigt, zugleich aber auch dem Lesepublikum ein Resonanzraum für kolonialistische Phantasien angeboten, der, wie die Rezeptionsgeschichte zeigt, gerne angenommen wurde (vgl. insbesondere die Kapitel 4, 6 und 9 dieser Arbeit). Dass May in »monomanischer Selbstbestätigungssucht und -lust [...] chao-

tisches Wissen, aus Lexika zusammengelesen, und eigenen disparaten Lebenslauf, Weltsicht und gängigste literarische Muster in einem alles durchdringenden und alles lösenden Abenteuer« amalgamiert, »Realität und Fiktion [...] in der Totalität dieses Abenteuers als Fiktion keine Rolle« mehr spielen und der »Zwang der Realität [...] in der nicht endenwollenden Kette der Romane unterlaufen, phantastisch außer Kraft gesetzt« wird (Eggebrecht 1985: 163), wird in der Rezeption der Balkanromane kaum reflektiert. Auf den *mental maps* der Leser gewinnt Mays imaginierter Raum an vermeintlicher Realität und wirkt so an der Produktion ›Mazedoniens‹ als *real-and-imagined* mit.

